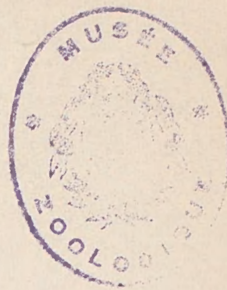
Brehms Tierbilder

Die Vögel



Brehms Tierbilder.

Zweiter Teil

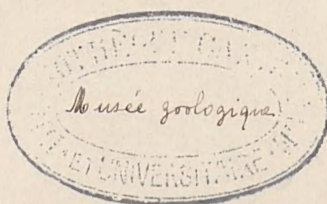
Die Vögel.

60 farbige Tafeln aus „Brehms Tierleben“

von Wilhelm Kuhnert und Walter Heubach.

Mit Text von Dr. Victor Franz.

Leipzig und Wien
Bibliographisches Institut
1913.



Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Vorwort.

Unser reiches Material an schönen Tierbildern, die dem Leben mit einer früher unerreichten Meisterschaft abgelauscht sind, wird imstande sein, in weiten Kreisen unseres deutschen Volkes auf das künstlerische und wissenschaftliche Verständnis einzuwirken, somit den Sinn für die Natur zu heben und die Freude an ihrer Erhaltung zu pflegen. Dies war der Grundgedanke, von dem wir bei der Herausgabe dieses Tafelwerkes ausgingen. Es ist beabsichtigt, der hier vorliegenden Mappe „Vögel“ später je eine Mappe „Säugetiere“ und „Kaltblüter“ von gleichem Umfang folgen zu lassen und somit im ganzen auf 180 Tafeln Vertreter der gesamten Tierwelt darzustellen, doch unter vorzüglicher Berücksichtigung der Wirbeltiere, entsprechend dem von Brehm in seinem berühmten „Tierleben“ geübten Vorgehen.

Was insbesondere die Mappe „Vögel“ betrifft, so war für die Auswahl der Tafeln außer dem wissenschaftlichen Gesichtspunkt und der Berücksichtigung interessanter Formen auch der Wunsch maßgebend, soviel wie möglich Farbenschönheit und Farbenreichtum zur Geltung zu bringen. Die meisten Bilder in dieser Mappe sind Werke Wilhelm Kuhnerts, der unter den heutigen Tiermalern in vorderster Reihe steht. Der großenteils an „Brehms Tierleben“ sich eng anlehnende, stellenweise auch auf Naumann und anderen Autoren fußende Text will dem wißbegierigen Leser nur die allerersten Fragen beantworten. Er bringt außer rein beschreibenden Angaben und kurzen Bemerkungen über die Ernährungs- und Nistweise der einzelnen Arten vornehmlich Hinweise auf die Bedeutung der Arten für den Menschen, sei es für unser praktisches Leben oder für unser ästhetisches Empfinden. Der deutschen Fauna ließen wir bei der Auswahl der darzustellenden Arten eine gewisse, nicht zu weitgehende Bevorzugung zuteil werden. Wir sind sicher, auf diesem Wege einige Kenntnisse unserer Fauna zu vermitteln und zur Erwerbung weiterer sowie zur Erfreuung an der Natur und ihren herrlichen Geschöpfen Anregung zu geben.

Leipzig, im Herbst 1913.

Bibliographisches Institut;
im Auftrag: Dr. Victor Franz.

Inhalt.

1. Afrikanischer Strauß, Struthio camelus *Linn.*

Der Afrikanische oder Zweizehige Strauß ist der bekannteste Vertreter der durchgehends flugunfähigen sogenannten Flachbrustvögel (Ratites), zu welchen außer den eigentlichen oder zweizehigen Straußen Afrikas (Gattung Struthio) die dreizehigen Strauße, nämlich die amerikanischen Nandus (Gattung Rhea), die Kasuare (Dromaeus oder Emu und Casuarius, s. nächstes Blatt), und die vierzehigen Kiwis oder Schnepfenstrauße (Apteryx) auf Neuseeland gehören. Die Strauße gehören zu den größten gegenwärtig lebenden Vögeln, wurden aber an Größe noch von gewissen, erst in historischer Zeit ausgestorbenen Arten der Flachbrustvögel, nämlich Madagaskarstraußen (Gattung Aepyornis) und neuseeländischen Moas (Gattung Pachyornis), übertroffen.

In der Gattung Struthio, Strauß, unterscheidet man mehrere Arten, und zwar laut „Brehms Tierleben“ folgende: der Gewöhnliche oder, wie man ihn meist nennt, der Afrikanische Strauß (Struthio camelus *Linn.*), den unsere Tafel zeigt, bewohnt Nordafrika, Arabien und Südpalästina bis zum Euphrat. Ihm ähnlich, doch mit weniger spärlichem Flaum am Halse und nicht so tiefschwarzem Gefieder, ist der Massaistrauß (Struthio massaicus *Neum.*) aus Deutsch- und Englisch-Ostafrika. Graublaue Hautfarbe zeichnet den Somalistrauß (Struthio molybdophanes *Reichen.*) aus, welcher das Somal- und westliche Gallaland bewohnt. Der südafrikanische Rotbeinstrauß endlich (Struthio australis *Gurn.*, d. h. Südstrauß) hat wiederum etwa bleigraue Färbung aller nackten Hautteile, doch werden der Schnabel und die Schilder an der Vorderseite des Laufes im Hochzeitsgewand lebhaft rot.

Der Gewöhnliche Strauß, ein Wüsten- und Steppenvogel, ist aus vielen Gegenden, in denen er früher häufig war, durch das Vordringen des Europäers zurückgedrängt worden, ist aber noch in vielen Gebieten häufig.

Die Bedeutung, die der Strauß für den Menschen hat, beruht, abgesehen davon, daß der in der Gefangenschaft sehr gut aushaltende Vogel in Innerafrika allgemein zum Vergnügen gehalten wird, auf seinem Fleisch, seinen Eiern und seinen Federn. Fleisch und Eier werden überall gegessen, die Eier auch hier und da zu Gefäßen oder Zierat verarbeitet. Man kann von einem Straußenpaar 60—70 Eier im Jahr erhalten. Die Federn des Straußes gelangen seit dem Mittelalter auf unsere Märkte.

Die Straußenzucht, schon um 1550 in Libyen und Numidien bekannt, blüht gegenwärtig vor allem in der Kapkolonie, wo sie einen der wichtigsten Erwerbszweige des Landes bildet, und ist auch in Amerika, besonders in Südkalifornien, eingeführt. Auch Australien besitzt etwa 2000 aus Südafrika eingeführte Strauße, von deren Federn die besseren nach Deutschland eingeführt werden. Die erwachsenen Strauße beraubt man binnen je 8 Monaten einmal ihrer Federn, indem man diese dicht über der Haut abschneidet. Vom vierten Jahr ab liefert das Männchen jährlich 30—40 der schönsten weißen Federn. Bekannt sind die neuerlichen Zuchterfolge in der Hagenbeckschen Straußenfarm zu Stellingen bei Hamburg.

Bei den Assyrern war der Strauß wahrscheinlich ein heiliger Vogel. Auch im klassischen Altertum schätzte man schon seine Federn; das Wildbret, besonders das Gehirn, galt als Leckerbissen. Zu Jagdspielen wurden öfter Strauße in großen Mengen verwendet.

Vgl. „Brehms Tierleben“, 4. Aufl., Bd. VI, Seite 54—67.





1. Afrikanischer Strauß.

2. Helmkasuar, Casuarius casuarius *Linn.* (galeatus).

Die Kasuare (Casuarii), eine den Straußen (Struthiones) gleichgeordnete Unterordnung der Flachbrustvögel, bilden gleich den Straußen nur eine Familie und zerfallen in die zwei Gattungen, Dromaeus oder Emu und Casuarius oder Kasuar, beide in Australien und der benachbarten Inselwelt beheimatet und uns aus den Zoologischen Gärten gegenwärtig gut bekannt. Ihre Unterschiede gegenüber den Struthiones bestehen im längeren und höheren Schnabel, kurzen Hals, nicht hervortretenden Schwanz und dreizehigen Füßen.

Die waldbewohnenden Kasuare werden in drei Gruppen eingeteilt:

1) Helm seitlich zusammengedrückt, zwei Klunkern am Halse,
2) Helm hinten niedergedrückt, eine Klunker und
3) Helm ebenso, keine Klunker.

Zur ersten Gruppe mit doppelter Klunker gehört der Helmkasuar, den unsere Tafel darstellt. Neben der auf Ceram lebenden Stammart hat der beste Kenner dieser Vogelarten noch sechs Unterarten aufgestellt, die auf Wokam und den Aru-Inseln, hauptsächlich aber auf Neuguinea beheimatet sind.

Während der Emu (Dromaeus novae-hollandiae *Lath.*) in seinem Verbreitungsgebiet augenscheinlich abnimmt — sein fürchterlichster Feind ist der jagende Weiße —, ist vom Helmkasuar und seinen Gattungsgenossen etwas derartiges kaum bekannt. „Alle Reisenden", sagt Brehm, „die uns über das Freileben der Kasuare etwas mitzuteilen wissen, stimmen darin überein, daß diese Vögel die dichtesten Waldungen bewohnen und hier ein sehr verborgenes Leben führen, auch bei der geringsten Gefahr augenblicklich menschenscheu davoneilen. Auf dünn bevölkerten Inseln sollen sie keineswegs selten, im Gegenteil häufig sein. Beim schnellen Laufe durch das undurchdringliche Dickicht käme ihnen der Helm, den sie vorhalten, indem sie den Kopf senken, sehr zu statten.

„Alle Kasuare, die man nach Europa bringt, sollen von den Eingeborenen als Küchlein gefangen und großgezogen worden sein. Dies ist vielleicht die Ursache, daß die meisten verhältnismäßig zahm, sanft und zutraulich erscheinen, während doch ihr ursprüngliches Wesen auf das Gegenteil von allen diesen Eigenschaften hindeutet."

Vgl. „Brehms Tierleben", Bd. VI, S. 77—79.





2. Helmkasuar.

3. Haubentaucher, Lophaethyia cristata *Linn.*
(Podicipes, Colymbus cristatus).

Mit den **Tauchvögeln** kommen wir, die Flachbrustvögel (Ratites, s. Blatt 1 u. 2) verlassend, zu der viel größeren zweiten Abteilung der Vögel, zu den **Kielbrustvögeln** (Carinatae) — so genannt wegen des bekannten Kiels auf dem Brustbein, der Ansatzfläche für die Flugmuskeln.

Die Ordnung der **Tauchvögel** (Colymbiformes) zerfällt in zwei Familien, die **Steißfüße** (Podicipidae) und die **Seetaucher** (Colymbidae). Letztere (**Eistaucher**, Colymbus glacialis *Linn.*, **Polartaucher**, C. arcticus *Linn.*, und **Rotkehltaucher**, C. septentrionalis *Linn.*) bewohnen die nördlichen Meere, brüten jedoch stets auf Süßwasserteichen, und zwar brütet auch der Polartaucher gelegentlich in Deutschland, während im Winter auf unseren Flüssen schon alle drei Arten beobachtet wurden.

Kosmopolitisch sind dagegen die fast ausschließlich dem **Süßwasser** angehörenden **Steißfüße** (Podicipidae). Die bekanntesten unter den fünf deutschen Arten dieser Familie, deren kurze Beine weit hinten am Leibe wurzeln und daher dem stehenden Vogel eine stark aufgerichtete Haltung geben, sind der **Zwergsteißfuß** oder Zwergtaucher, Podicipes fluviatilis *Tunst.* (Colymbus minor, nigricans), und der **Haubensteißfuß** oder Haubentaucher, Lophaethyia cristata *Linn.* (Podicipes, Colymbus). Jener hat nur 25 cm Länge, 43 cm Breite und 10 cm Flügellänge, dieser 66 cm Länge, 95 cm Breite und 18 cm Flügellänge. Ferner trägt beim Haubentaucher der Kopf im Hochzeitskleide den Federbusch, der der Gattung den Namen verleiht, in Gestalt zweier Hörner sowie an den Kopfseiten und der Kehle einen Federkragen.

Dieser **Haubentaucher**, den unsere Tafel in dem Milieu zeigt, in welchem er sich wohlfühlt, bewohnt ganz Europa vom 60. Grad nördl. Br. südwärts sowie Nordafrika, Mittelasien und Nordamerika. Auch wurde er in Australien beobachtet. Er ist also ein recht ausgesprochener Kosmopolit, wie wir das auch schon im allgemeineren Sinne von der Familie sagten. Wo das Klima durch Zufrieren der Seen ihn dazu nötigt, wandert er winters südwärts oder aufs Meer hinaus. In Deutschland weilt er vom März und April bis November, selten überwintert er im deutschen Binnenlande. Seine Wanderung vollzieht sich wohl ausschließlich des Nachts. Er lebt paarweise an größeren bewachsenen Teichen oder Seen, ist auf dem Lande sehr unbeholfen, fliegt aber verhältnismäßig schnell und sucht sich bei Gefahr stets durch Tauchen zu retten. Seine Nahrung besteht größtenteils aus Fischen, die er unter Wasser zu erjagen vermag. Er vermag unter Wasser in einer halben Minute mehr als 60 m zu durchmessen. Das Nest steht in der Nähe von Schilf auf dem Wasser, und das Weibchen legt im Mai drei bis fünf anfänglich weißliche, bald sich bräunende Eier, die von beiden Geschlechtern abwechselnd in zusammen etwa 18 bis 35 Tagen ausgebrütet werden. Die Jungen werden von der Mutter beim Schwimmen öfter auf dem Rücken getragen.

Der Haubensteißfuß kann wohl unter Umständen der Fischerei bedeutenden Schaden tun, noch mehr aber wird er außerdem in manchen Gegenden — weniger bei uns als stellenweise im Auslande — des kostbaren Federpelzes halber verfolgt (die bei uns im 18. Jahrhundert ganz besonders beliebt gewesenen „Grebenfelle", so genannt, weil die Haubentaucher in der Schweiz „Greben" heißen), ja laut Brehm erlegt man ihn in Nordamerika im östlichen Oregon und in Kalifornien zu Tausenden, laut Naumann-Hennicke in Sibirien (Gouvernement Omsk) sogar zu Hunderttausenden, was, wie man meinen sollte, die baldige Ausrottung der Vögel in jenem Gebiete zur Folge haben muß. „Ein Weidmann", sagt Brehm, „der den aus den erlegten Haubensteißfüßen zu erzielenden Gewinn nicht allzu hoch anschlägt, wird ihnen schwerlich nachstellen, weil er an den beweglichen und sonderbaren Geschöpfen notwendigerweise seine Freude haben muß."

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. VI, S. 90—92.





3. Haubentaucher.

4. Kaiserpinguin, Aptenodytes forsteri *Gray*.

Wie die Alke Charaktervögel der nördlichen Meere sind, so gehören die Pinguinvögel (Sphenisciformes) den südlichen Ozeanen als charakteristische Gestalten an, sind freilich in hohem Grade auf die Polargegenden beschränkt, obschon die Gattung Spheniscus an der Westküste Afrikas bis zur Walfischbai, an der Westküste Amerikas sogar bis zu den Galapagos, also geradezu bis zum Äquator vordringt. In ihrer Anpassung an das Leben im Wasser, in der Eignung der Flügel zum Rudern gehen sie, unter völligem Verlust des Flugvermögens, weiter als irgendwelche Schwimmvögel sonst, einschließlich unserer Alken.

„Unstreitig die schönsten und stolzesten aller Pinguine", sagt Brehm, „sind die beiden Arten der Gattung Aptenodytes *Forst.*, durch ihre Größe von 90—100 cm und ihren langen, schlanken Schnabel von allen übrigen scharf geschieden. Der Königspinguin (Aptenodytes patachonica *Forst.*) trägt an jeder Seite des sonst schwarzen Kopfes in der Ohrgegend einen ovalen, lebhaft gelben Fleck, der sich schräg nach unten und vorn in ein schmales, hinten schwarz gesäumtes Band verlängert. Breiter und weniger scharf begrenzt ist der gelbe Halsschmuck bei dem noch größeren Kaiserpinguin (Aptenodytes forsteri *Gray*), den die farbige Tafel zur Darstellung bringt; Hals und Brustseiten sind von einem schwarzen Bande eingesäumt."

Die Forschungsreisenden der Südpolargegenden werden nicht müde, die interessante Lebensweise der Pinguine zu schildern, die allerdings, was den Nestbau und das Verhalten gegenüber dem Menschen betrifft, bei den verschiedenen Gattungen und Arten jeweils eine verschiedene ist. Bei allen nehmen Fortpflanzung und Brutpflege einen großen Teil des Jahres, der auf den altgewohnten Nistplätzen verbracht wird, in Anspruch. Manche Arten graben Höhlen zur Aufnahme der Eier; andere brüten oberirdisch, doch lauten die Angaben hierüber in den Einzelheiten vielfach widersprechend. Manche Arten, so z. B. der Kaiserpinguin, sind imstande, ein Ei in eine an ihrem Bauche befindliche Längsfalte einzuschließen, wodurch sie ihm sowohl die nötige Brutwärme besser zuführen, als auch bei Gefahr das Ei mit sich forttragen können. Das Gelege besteht oft nur aus einem, bei kleineren Arten aber auch aus zwei Eiern von grauer Farbe.

Dem Menschen gegenüber fallen die Pinguine durch geringe Scheu, ja durch weitgehende, ihnen verderbliche Zutraulichkeit auf, die sich erst nach üblen Erfahrungen vermindert.

Einen freilich nicht großen Nutzen gewähren die Pinguine durch ihr schlecht schmeckendes weniges Fleisch und ihr reichliches Fett, die beide den Walfischfängern, Robbenschlägern und Polarreisenden gelegentlich zugute kommen können. In Kapstadt verkauft man auch Decken aus dem Fell des Kaiserpinguins sowie die Eier des in Südafrika, hauptsächlich auf der Dachsinsel nordwestlich Kapstadt, lebenden Brillen- oder Schakalpinguins (Spheniscus demersus *Linn.*).

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. VI, S. 100—109.





4. Kaiserpinguin.

5. Grauer Fischreiher, Ardea cinerea *Linn.*

Die Storchvögel (Ciconiiformes) werden eingeteilt in 1) Ruderfüßer (Steganopodes) — hierher gehören der Tölpel der Nordsee (Sula bassana *Linn.*), der bei uns hier und da brütende Kormoran (Phalacrocorax carbo *Linn.*) und der mitunter aus dem Süden sich zu uns verfliegende Pelikan (Pelecanus onocrotalus *Linn.*) —, 2) die Reihervögel (Ardeae), 3) die eigentlichen Storchvögel (Ciconiae) — hierzu gehören die Störche und die Ibisse — und 4) die Flamingos (Phoenicopteri).

Die Unterordnung der Reihervögel (Ardeae) mit der einzigen Familie der Reiher (Ardeïdae) ist mit mehr als 100 Arten über die ganze Erde verbreitet und in Deutschland namentlich durch die Arten der Gattung Ardea oder Tagreiher, ferner durch die Rohrdommel, Botaurus stellaris *Linn.*, und die Zwergrohrdommel, Ardetta minuta *Linn.*, vertreten, während der südeuropäische Edelreiher, Herodias alba *Linn.*, der Seidenreiher, Garzetta garzetta *Linn.*, der Rallenreiher, Ardeola ralloides *Scop.*, und der Nachtreiher, Nycticorax nycticorax *Linn.*, in Deutschland viel seltenere Erscheinungen sind und nur gelegentlich bei uns einmal brüten.

Die Gattung Ardea ist außer durch den Grauen Fischreiher, Ardea cinerea *Linn.*, den unsere Tafel darstellt, noch durch den selteneren Purpurreiher oder Bergreiher, Ardea purpurea *Linn.*, in Deutschland vertreten.

Der Graue Fischreiher hat ein außerordentlich weitreichendes Verbreitungsgebiet, welches sich fast über die ganze Alte Welt bis zum 60. Grad nördl. Br. erstreckt, denn er wird in Afrika, Asien und Australien, und vielfach häufig, angetroffen; nordwärts verfliegt er sich auch nach den Färöer, Island und Grönland.

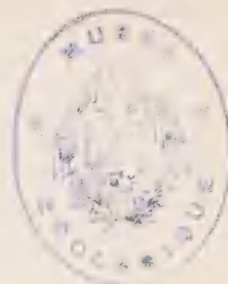
In Deutschland gab es ehemals viel zahlreichere Reiherbestände als heute, da der schöne Vogel, um des Schadens willen, den er der Fischerei bringt, sowie seiner kostbaren Federn wegen eifrig verfolgt, in ständiger Abnahme begriffen ist. In der Tat ernährt sich der Fischreiher größtenteils von Fischen, daneben auch von Fröschen, Mäusen, Schlangen, kleinen Vögeln, Insekten, Weichtieren und Regenwürmern. Mit gutem Grund hat man den Fischreiher schon unter der nicht mehr unbeträchtlichen Schar der in Deutschland aussterbenden Tiere genannt, und wirklich ist fast zu befürchten, daß er über kurz oder lang das Schicksal des Purpurreihers teilen werde, der zuletzt 1865 an den Warthaer Teichen horstete. Noch 1860 gab es in der Lausitz Fischreiherkolonien von 2000 Horsten, heute ist eine Kolonie von 80 Horsten, wie im Revier Vockerode bei Dessau, sehr bemerkenswert, und die Kolonie von 200 Paaren, die bei dem Crailsheimer Schlosse Morstein an der Jagst gehegt wird, gilt als Unikum.

Dank dem zunehmenden Verständnis für die Naturschutzbewegung beginnt man gegenwärtig sogar in Fischerkreisen, dem Fischreiher hier und da das Wort zu sprechen, indem man ihm zwar nicht an Brutteichen, wohl aber an Wildgewässern sein Dasein gönnt.

Die Frage einer rentablen künstlichen Reiherzucht, die von einigen Federfabrikanten aufgeworfen ist, darf wohl im Ernst kaum diskutiert werden, da es beim Reiher viel schwieriger als beim Strauß ist, dem Vogel geeignete Lebensbedingungen und Nahrung zu bieten.

Die fünf bis sechs Eier in dem auf Bäumen angelegten Nest des Fischreihers sind einfarbig türkisblau. Die Reiherbeize, die früher in ganz Europa üblich war, ist gegenwärtig noch in gewissen Teilen der Balkanhalbinsel und in verschiedenen asiatischen Ländern im Schwange. (Vgl. Blatt 13, Jagdfalke.)

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. VI, S. 152—153.





5. Fischreiher.

6. Marabu, Leptoptilus crumeniferus *Less.*

Die Unterordnung der Eigentlichen Storchvögel (Ciconiae) ist bei uns nur durch den Weißen und den hierzulande bereits stark dezimierten Schwarzen Storch, Ciconia alba *Linn.* und C. nigra *Linn.*, vertreten; dazu kommen noch der Sichler oder Braune Ibis, Plegadis falcinellus *Linn.*, und der Löffler oder Löffelreiher, Platalea leucerodia *Linn.*, als seltene Gäste; im Mittelalter hatten wir noch eine interessante Ibisart, den jetzt in Europa ausgestorbenen Schopfibis, Waldrapp oder Klausraben, Geronticus eremita *Linn.* In jene Unterordnung gehört auch der Marabu, Kropfstorch oder Adjutant, Leptoptilus crumeniferus *Linn.*, ein vornehmlich durch seine abschreckende Häßlichkeit bekannter Vogel, die ihn und überhaupt die Gattung der Kropfstörche vor allen übrigen Reihervögeln auszeichnet. Besonders auffällig ist außer dem nackten, oben nur spärlich behaarten Kopf der an dem nackten Hals herabhängende Kehlsack, der eine beträchtliche Erweiterung der Speiseröhre enthält.

Die Heimat des Marabu ist Afrika vom 15. Grad nördl. Br. ab südwärts, wo er, wie Brehm mitteilt, nicht selten längs der beiden Hauptströme des Landes und regelmäßig in größeren Ortschaften, in denen Vieh geschlachtet wird, erscheint. Seine Nahrung besteht aus allen möglichen Tieren von der Größe eines jungen Krokodils bis zu Insekten, vorzugsweise jedoch aus Aas. „Wir zogen aus seiner Speiseröhre ganze Rinderohren und Rinderfüße samt den Hufen hervor, auch Knochen von einer Größe, die ein anderer Vogel gar nicht hätte verschlingen können."

Das Nest des Marabu soll bis jetzt erst einmal, und zwar von Livingstone, gesehen worden sein, der es auf dem Seitenaste eines Affenbrotbaumes, einige Junge enthaltend, fand. Die 77—80 mm langen Eier sind weiß, mit chagrinartiger Körnelung der Schale.

In Indien wird der Marabu vertreten durch den Indischen Kropfstorch oder Argala, Leptoptilus dubius *Gmel.*, der in Kalkutta für das Oberhaupt der Straßenreiniger gelten und gesetzlich geschützt sein soll. Wenigstens gehen diese Vögel frei in allen größeren Städten umher und beseitigen die Abfälle. Man hält sie auf Dörfern in ganzen Herden, um die prachtvollen Schwanzfedern („Marabufedern") zu gewinnen.

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. VI, S. 182—183.


MUSÉE
ZOOLOGIQUE



6. Marabu.

7. Rosenroter Flamingo, Phoenicopterus roseus *Pallas.*

Die wohlbekannten Flamingos (Phoenicopteri), die schönsten unter den Storchvögeln, bilden deren letzte Unterordnung mit nur einer Familie (Phoenicopteridae), deren einzige Gattung Phoenicopterus mit sechs Arten die wärmeren Gegenden bewohnt. Vier Arten gehören der Neuen, zwei der Alten Welt an.

Die bekannteste Art, der Rosenrote Flamingo, Phoenicopterus roseus *Pallas,* hat im männlichen Geschlecht 120—130, im weiblichen nur 110 cm Länge und erhält, in der Jugend fast reinweiß, erst im dritten Lebensjahre das schöne Farbkleid des alten Vogels. Seine Heimat sind die Länder um das Mittelländische und Schwarze Meer, seine bevorzugten Aufenthaltsorte Strandseen mit salzigem oder brackigem Wasser. An den größeren Seen Siziliens und Sardiniens weilt er vom August bis April, ohne zu brüten, ebenso erscheint er alljährlich massenhaft in der Albufera bei Valencia und anderen spanischen Seen, nicht selten an der Wolga, höchst selten ist er in Griechenland, dagegen brütet er wiederum im Rhonedelta, z. B. in den Brackwasserlagunen von Giraud in mindestens 250—300 Pärchen. Der Gesamtbestand für die ganze Camargue dürfte 10—15000 Stück betragen. Obschon somit das südliche Europa die nördliche Grenze seines Verbreitungsgebietes bildet, haben sich bereits öfter einzelne Vögel dieser Art, mitunter auch kleine Gesellschaften von ihnen nach Deutschland verflogen.

Einzelne Flamingos sieht man selten, in großen Scharen beisammen aber gewähren sie den Anblick eines Schauspiels, dessen Hume mit folgenden in „Brehms Tierleben" wiedergegebenen Worten gedenkt: „Wie soll ich die zahllosen Myriaden von Flamingos beschreiben, die man, entweder zu großen, rosenfarbigen Inseln im Wasser oder gleichsam zu Purpurwolken vereint, die die scheidende Abendsonne bestrahlt, bei allen größeren Seen des Sindh (Vorderindien) erblickt? Anderwärts sah ich die Vögel in Scharen von einigen Hunderten, hier aber von Zehntausenden. Es ist ein herrlicher Anblick, eine solche ungeheure Schar sich plötzlich und zugleich, wenn sie sich beunruhigt fühlt, erheben zu sehen. Wenn man sich ihr nähert, solange sie noch im Wasser steht, sieht sie aus wie eine Masse hell rosenroten Schnees. Ein Büchsenschuß — und das Ausspannen der Flügel verwandelt sie in einen riesenhaften rot glänzenden Schleier, der im Entschweben hie und da mächtige Falten wirft."

Die Nahrungssuche der Flamingos besteht darin, daß sie nach Art der Enten, jedoch mit umgekehrtem Kopfe und Schnabel, gründeln. Sie nähren sich von Schnecken, Würmern, kleinen Fischen und Pflanzenstoffen. — Das aus Schlamm gebaute, ungefähr tellerförmige Nest ragt etwa 30—40 cm über die Wasseroberfläche hervor und enthält zwei, selten drei weiße Eier.

Die Bedeutung des Flamingos für den Menschen ist gering, immerhin ist zu erwähnen, daß das Fleisch des jungen Vogels wohlschmeckend und in Nordägypten sehr beliebt ist. Die Römer schätzten Zunge und Hirn als Leckerbissen; jene wird auch heute noch in Baku von Feinschmeckern gewürdigt.

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. VI, S. 198—202.

[illegible]



7. Roſenroter Flamingo.

8. Stockente, Anas boscas *Linn.*

Die Wildente oder Stockente, Anas boscas *Linn.*, ist die bekannteste und in Deutschland die verbreitetste und häufigste Art aus der großen Schar der Gänsevögel, der Ordnung der Anseriformes. Zu letzteren gehört außer den etwas abseits stehenden merkwürdigen südamerikanischen Wehrvögeln (Familie der Palamedeidae), deren Flügel mit zwei kräftigen Sporen besetzt sind, nur die artenreiche Familie der Gänse (Anseridae), die in Deutschland vertreten sind durch die Säger (Merginae), die ihren Namen dem stark bezahnten Schnabel verdanken, die Tauchenten (Fuligulinae) mit der Eiderente, Somateria mollissima *Linn.*, und etwa zehn weiteren Arten, die Schwimmenten (Anatinae), zu denen unter anderen unsere Wildente gehört, die Gänse (Anserinae) und die Schwäne (Cygninae).

Das Verbreitungsgebiet der Stockente umfaßt Europa, Asien, Nordafrika und Amerika bis Mexiko. Bei uns ist sie im allgemeinen Zugvogel, aber schon in Süddeutschland bleiben viele Wildenten den Winter über in ihrem Brutgebiet wohnen. Andere brechen spät im Jahre, im Oktober oder November, zur Reise nach Italien und sonstigen südeuropäischen Ländern, selten bis nach Nordafrika, auf. Im Februar schon oder doch im März treffen sie wieder bei uns ein.

„Gewässer, die hier und da von Pflanzen frei, im übrigen von Gebüsch und Sumpfpflanzen aller Art um- und bewachsen sind“, so schildert Brehm vortrefflich, „sagen ihr besonders zu; von ihnen aus fliegt sie ab und zu auf kleinere Teiche, Lachen, Wassergräben oder Felder hinaus, um auch diese Örtlichkeiten auszunutzen. Auf freiem Wasser zeigt sie sich verhältnismäßig wenig, schwimmt vielmehr sobald wie möglich dem Pflanzendickicht zu und untersucht nun gründelnd und watend den Schlamm.

„Die Stockente gehört zu den gefräßigsten Vögeln, die wir kennen: sie verzehrt die zarten Blätter oder Spitzen der Grasarten und der verschiedensten Sumpfgewächse, deren Knospen, Keime und reife Sämereien, Getreidekörner, Knollenfrüchte, jagt aber auch eifrig auf alle Tiere vom Wurme an bis zum Fische und Lurche, scheint an einem unersättlichen Heißhunger zu leiden und frißt, um ihn zu stillen, solange sie wach ist und etwas findet.“

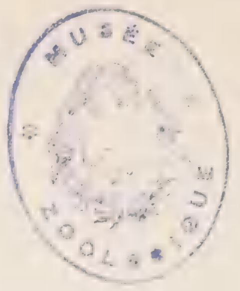
Nennenswerten Schaden verursachen die Wildenten im allgemeinen nicht (im Gegensatz zu den beim Fischer recht unbeliebten gezähmten Nachkommen der Wildente). Nützlich wird die Wildente außer durch ihre Federn, die aber kaum einen hohen Wert repräsentieren, durch ihr Wildbret, obschon auch dieses dem der Hausente in der Regel nachsteht.

Das Eigelege in dem meist am trocknen Erdboden unter Gebüsch, seltener hoch auf Bäumen angelegten Nest der Wildente besteht aus 8—16 grünlichen Eiern, deren Ausbrütung etwa 4 Wochen dauert. — Wesen, Sitte und Gewohnheiten der Wildente ähneln in vielem dem Gebaren ihrer Nachkommen, der Hausente, die seit alters bei den Römern, wohl auch Griechen und Chinesen gezüchtet wird.

Von ihrer Stammutter unterscheidet sich die Hausente durch erheblichere Größe, vollere, breitere Formen und wagerechtere Haltung. Die Eier sind größer, meist weiß oder blaugrün und weniger glänzend.

Zu den wichtigsten Schlägen der Hausente gehören: die Rouen-Ente und die Aylesbury-Ente. Beide erreichen ziemlich hohes Gewicht, gemästet bis 6 kg. Jene ähnelt sehr der Stammform, diese ist reinweiß mit fleischfarbenem Schnabel. Gleiches Gewicht erreicht auch die jetzt sehr verbreitete Pekingente; sie ist weiß mit gelblichem Schein, tiefgelbem Schnabel, aufrechter Haltung, sehr schnellwüchsig. Ein weiterer Schlag ist die blaugraue Schwedische Ente, die weiße oder graue Italienische Ente oder Krummschnabel-Ente mit sanft abwärts gebogenem Schnabel, ferner die schwarze amerikanische Cayuga-Ente, Smaragd- oder Labrador-Ente, die überaus fruchtbare indische Laufente, die Türkische Ente, die des Schwimmwassers entbehren kann, die Moschus- oder Bisamente und andere mehr. Gehäubte Stücke nennt man Hauben- oder Kaiserenten.

Vgl. „Brehms Tierleben“, 4. Aufl., Bd. VI, S. 232—236.


MUSÉE
ZOOLOGIQUE



8. Stockente.

9. Schwarzhalsschwan, Cygnus melanocoryphus *Mol.*

Die Schwäne, die sich in sagenhaften alten Zeiten bereits derselben Beliebtheit erfreuten wie heute noch beim Kulturmenschen, sind in der deutschen Ornis durch drei Arten vertreten.

Der gewöhnliche, zahme Schwan unserer Parkteiche ist identisch mit dem Höckerschwan, Cygnus olor *Gmel.*, der seinen Namen wegen des dem roten Schnabel aufsitzenden schwarzen Höckers führt und nur im gezähmten Zustande dem Singschwan gegenüber meist als der „stumme“ erscheint. Als wilder Vogel lebt er in Nordeuropa einschließlich des Nordens unseres Vaterlandes, in der Balkanhalbinsel und in Teilen Asiens. Der Singschwan oder Gelbnasige Schwan, Cygnus cygnus *Linn.* (musicus), ist vom vorigen durch gelben, höckerlosen Schnabel unterschieden und hat eine im ganzen ähnliche Verbreitung wie der Höckerschwan, durchreist jedoch, gleich dem kleineren Zwergschwan oder Schwarznasigen Schwan, C. bewicki *Yarrell*, Deutschland nur auf dem Zuge.

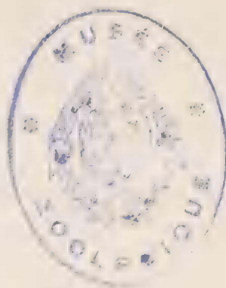
Ein niedrig dahinstreichender Flug Schwäne, von heller Sonne beschienen, gewährt namentlich über dunkelblauer Meeresfläche einen prachtvollen Anblick.

Nicht minder gut als unser Höckerschwan eignen sich einige ausländische Schwanarten als Ziervögel für unsere Weiher. Es sind dies insbesondere der australisch-tasmanische Schwarzschwan oder Trauerschwan, Chenopsis atrata *Lath.*, der bei rotem Schnabel fast ganz schwarz und nur am Flügel blendend weiß gefärbt ist, und der noch viel schönere Schwarzhalsschwan, Cygnus melanocoryphus *Mol.* (nigricollis), ein naher Verwandter unseres Höckerschwans, den unsere Tafel zur Darstellung bringt.

Der Schwarzhalsschwan gelangt seit Mitte des 19. Jahrhunderts oft in unsere Tiergärten. Seine Heimat ist der Süden Amerikas, vom Süden Perus an bis zu den Falklandinseln, und von hier aus der Ostküste entlang bis nach Santos in Brasilien. „Der Aufenthalt“, sagt Brehm, „wechselt je nach der Jahreszeit. Im Herbst und Frühling sieht man den Vogel in kleinen Gesellschaften über die Stadt Buenos Aires hinziehen, im Herbst dem Norden sich zuwendend, um hier den Winter zu verbringen, im Frühling nach dem Süden zurückkehrend, um daselbst zu brüten. Zu diesem Zwecke bezieht er die Strand- und Süßwasserseen oder Lachen, einzelne in bedeutender Anzahl; nach der Brutzeit, über die bestimmte Mitteilungen fehlen, schlägt er sich mit Verwandten in zahlreiche Scharen zusammen, die viele Hunderte zählen können. In seinem Wesen und seinen Gewohnheiten unterscheidet er sich, soviel wir bis jetzt wissen, wenig von den nordischen Verwandten; seine Haltung ist jedoch eine minder zierliche als die des Höckerschwans: er trägt den Hals im Schwimmen und im Gehen mehr gerade und erinnert dadurch einigermaßen an die Gänse.“

Nur selten läßt der Schwarzhalsschwan seine schwache Stimme vernehmen. Der Flug soll leicht und schön sein. Hier und da hat er sich in der Gefangenschaft bei guter Pflege fortgepflanzt.

Vgl. „Brehms Tierleben“, 4. Aufl., Bd. VI, S. 281.





9. Schwarzhalsschwan.

10. Lämmergeier, Gypaëtus barbatus *Linn.*

Die Raubvögel werden heutzutage in zwei Unterordnungen, die Cathartae oder Neuweltsgeier und die Accipitres oder Stoßvögel, eingeteilt. Zu den ersteren gehört z. B. der Kondor, Sarcorhamphus gryphus *Linn.*, während mit Vertretern der letzteren wir es im folgenden zu tun haben. Die Familien der Accipitres sind 1) die Kranichgeier (Serpentariidae) — zu ihnen gehört nur der stelzbeinige Sekretär (Serpentarius serpentarius *Mill.*) Afrikas —, 2) die Geier (Vulturidae), 3) die artenreiche Familie der Falkenvögel (Falconidae), 4) die Flußadler (Pandionidae).

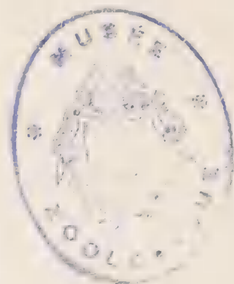
Nicht zu den eigentlichen Geiern, sondern mehr zu den Falkenvögeln (Falconidae), und zwar zu deren erster Unterfamilie, den Geieradlern (Gypaëtinae), gehört die Gattung Bartgeier (Gypaëtus), die gleich den eigentlichen Geiern teils Asien und dem südlichen Europa, teils Afrika angehört. Die europäische Art, der Bartgeier oder, wie er in der Schweiz heißt, Lämmergeier, Gypaëtus barbatus *Linn.*, ist in Europa auf die Hochgebirge Siebenbürgens, den Kaukasus, Balkan und die Pyrenäen beschränkt, in Asien aber viel weiter verbreitet. In Sardinien und Spanien lebt der als eine besondere Art angesehene, hauptsächlich in Afrika verbreitete Nacktbartfußgeier, Gypaëtus ossifragus *Savign.*

Über die ehemalige Verbreitung des Lämmergeiers sagt Brehm: „In der Schweiz, wo er als Nistvogel ausgestorben ist, hauste er, laut Girtanner, mehr oder minder regelmäßig nur auf den höchsten Gebirgen von Bern, Graubünden, Tessin und Wallis erwiesenermaßen, in Bern und Tessin wahrscheinlich als Brut-, in Wallis vielleicht nur als Strichvogel. Den Jura hat er nie bewohnt. In Unterwalden wurde der letzte 1851 geschossen, aber später wurde hier noch ein einzelner einsamer beobachtet. Der mutmaßlich letzte Lämmergeier der Schweiz, als ,'s alt Wyb' bekannt, hauste in den Lötschentaler Alpen in Wallis und horstete am Hochgleifen. Dieses alte Weibchen, das im Museum zu Lausanne ausgestopft bewahrt wird, wurde im Winter 1887 vergiftet aufgefunden. Sein Männchen war schon im Jahre 1862 abgeschossen worden. Nach Keller hat jedoch Saratz im Sommer 1888 einmal einen alten Lämmergeier im Roseggtale fliegen sehen. Einst muß er in der Schweiz sehr häufig gewesen sein und sehr viel Unheil angerichtet haben, und es war üblich, daß die Bauern einer Gegend, in der ein Lämmergeier erlegt worden war, dem Erleger, der von Gehöft zu Gehöft ging und seine Beute vorzeigte, Wolle gaben. In den deutschen und österreichischen Alpen ist er ganz ausgerottet; doch mag er einzelne Gebirgszüge noch besuchen und sich auch zeitweilig dort aufhalten. So teilt Girtanner mit, daß Koch ihn in den 1880er Jahren noch mehrfach an der Rätikonkette beobachtete." Der letzte in Bayern wurde 1855 bei Berchtesgaden erbeutet. Nicht unbedingt ist der Lämmergeier an das hohe Gebirge gebunden, sondern in nahrungsreichen und ruhigen Gebieten, z. B. in Teilen Spaniens und Persiens, horstet er auch in Höhenlagen von 200—300 m.

Die Nahrung des Lämmergeiers besteht größtenteils in Aas, kleinen Säugetieren, Schildkröten, besonders aber auch in Knochen, die er aus bedeutender Höhe herabfallen läßt, um sie zu zerbrechen (daher Ossifraga schon bei den Römern genannt). Es ist wohl zweifellos, daß er außer größeren Tieren auch schon öfter Menschen angegriffen hat. Der auf Felswänden angelegte Horst birgt 1—2 weiße, grau und braun gefleckte Eier.

Der schlimmste Feind des Lämmergeiers ist der Mensch, nicht wegen seiner Jagdlust — selbst da nicht, wo man, wie bei den Tuaregs, dem Vogel seines Fleisches und seines gegen Schlangenbisse verwendeten Fettes wegen nachstellt —, sondern infolge der immer weiter fortschreitenden Besitznahme der ehemals von dem Vogel beherrschten Gebiete.

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. VI, S. 316—327.





10. Lämmergeier.

11. Schreiseeadler, Haliaëtus vocifer *Daud.*

Die große Familie der Falkenvögel (Falconidae) umschließt folgende Unterfamilien: 1) die Geieradler (Gypaëtinae), deren bekanntester Vertreter auf der vorhergehenden Tafel zur Darstellung gelangte, 2) die Adler (Aquilinae), 3) die Bussarde (Buteoninae), 4) die Habichte (Accipitrinae), 5) die Geierfalken (Polyborinae) und 6) die Falken (Falconinae).

Die Unterfamilie der Adler (Aquilinae) enthält folgende in Deutschland vorkommende Gattungen: 1) Haliaëtus oder Seeadler, 2) Circaëtus oder Schlangenadler — hierher gehört unser Schlangenbussard, C. gallicus, — und 3) Aquila oder Adler im engeren Sinne.

In der Gattung Haliaëtus oder Seeadler ist der bekannteste Vertreter unser Seeadler, Haliaëtus albicilla *Linn.*, der als Brutvogel erwiesenermaßen in Deutschland, besonders in Ost- und Westpreußen, Pommern, vielleicht auch Teilen der Mark und Mecklenburgs, und außerhalb Europas in Nord- und Mittelsibirien, Kleinasien, Palästina und Ägypten vorkommt.

Unter den außereuropäischen Seeadlerarten ist der auf unserer Tafel dargestellte Schreiseeadler, Haliaëtus vocifer *Daud.*, der prachtvollste; er übertrifft an Schönheit alle Falkenvögel überhaupt und ist eine wahre Zierde der Gegenden, die er bewohnt. Sein Verbreitungsgebiet erstreckt sich über den größten Teil der Äquatorländer Afrikas oder ungefähr vom 18. Grade nördl. Br. bis zum Kapland. „Sein eigentliches Wohngebiet", heißt es in „Brehms Tierleben", „bilden im Sudan die Urwaldungen, und hier muß man ihn sehen, um seine volle Schönheit zu würdigen. Ein Paar Schreiseeadler auf einem mit Schlingpflanzen überwebten, über den Stromspiegel gebeugten Baume gewährt ein herrliches Bild, und so verwöhnt auch das Auge des Forschers in jenen Gegenden wird, wo es an farbenprächtigen Vögeln wahrhaftig nicht mangelt: dieser Raubvogel reißt stets zur Bewunderung hin."

Wie seine Verwandten, lebt der Schreiseeadler in der Regel paarweise, und jedes einzelne Paar beherrscht ein Gebiet von etwa 3 km Durchmesser, streift in ihm morgens auf und nieder und erhebt sich mittags hoch in die Luft. Die Stimme dieses Raubvogels ist sehr laut und wechselreich. „Bald glaubt man die Stimmen in Furcht und Schrecken gesetzter Weiber zu vernehmen, bald einen Haufen übermütiger Knaben, die sich unter Jauchzen und Schreien aus ihrem Versteck hervorstürzen." — Die Nahrung besteht vorzugsweise aus Fischen, daneben aus Fröschen, Wasserschlangen und Aas. Der auf Baumwipfeln angelegte Horst enthält 2—3 rein weiße Eier.

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. VI, S. 337—338.





11. Schreiseeadler.

12. Steinadler, Aquila chrysaëtus *Linn.*

Die Gattung Aquila oder Adler im engeren Sinne ist in Deutschland durch eine relativ beträchtliche Zahl von Arten vertreten. So sind, allerdings als große Seltenheiten, zu nennen: 1) der Kaiseradler oder Königsadler, Aquila heliaca *Savign.*, 2) der Große Schreiadler oder Schelladler, Aquila maculata *Gmel.;* als verhältnismäßig häufigste Art 3) der Schreiadler, Rauhfuß- oder Entenadler, Aquila pomerana *Brehm*, äußerst selten wiederum 4) der Steppenadler, Aquila bifasciata *Gray*. Die bekannteste, aber — bekanntlich! — durchaus nicht häufigste Art ist schließlich 5) der Steinadler oder Goldadler, Aquila chrysaëtus *Linn.* Die beiden deutschen Namen dieses Vogels entsprechen zufolge den Forschungen des Kronprinzen Rudolf von Österreich, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Frage nach der Arteinheitlichkeit der Aquila chrysaëtus und A. fulvus zu entscheiden, nur Farbenvarietäten, deren erstere, dunklere der Brutvogel Mitteleuropas (der Alpen) ist, während der Goldadler der Brutvogel im Norden und Osten sein dürfte.

Der Steinadler, den Naumann noch als „in Deutschland nirgends selten" bezeichnen konnte, horstete in den dreißiger, selbst in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts noch in Ost-, Süd- und Mitteldeutschland, gegenwärtig aber wohl nur noch im bayrischen Hochgebirge, im Jura, vielleicht auch noch in Pommern, Ost- und Westpreußen, und geht von Jahr zu Jahr mehr zurück. Weit häufiger als innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches lebt der stolze Vogel in Österreich-Ungarn, wo man ihn gelegentlich im Böhmerwalde, besonders aber in den Alpen Steiermarks, Tirols, Kärntens und Krains sowie keineswegs selten in den Karpathen und Siebenbürgener Alpen, schließlich im größten Teile Ungarns und im ganzen Süden des Kaiserstaates antrifft. Außerdem ist der Steinadler (resp. Goldadler) verbreitet in der Schweiz, Südeuropa, den Atlasländern, Skandinavien, fast ganz Rußland, Kleinasien, Nordpersien und Mittelasien, vom Ural bis nach China und vom Waldgürtel Sibiriens an bis zum Himalaja. — In Westeuropa, zumal Frankreich und Belgien, tritt er viel seltener auf als im Osten und Süden; in Großbritannien erscheint er wohl nur als Strichvogel.

Der somit durchaus nicht so bald vom Erdkreis verschwindende, aber für Deutschland und andere uns zunächst interessierende Länder bereits recht selten gewordene Vogel genießt neuerdings in der Schweiz gesetzlichen Schutz, doch findet diese Bestrebung, zufolge Alb. Heß, im allgemeinen wenig Verständnis bei den Bergbewohnern, welche, Jäger von Hause aus, sich den Abschuß des Steinadlers um so weniger untersagen lassen wollen, als sie in ihm einen Räuber ihrer Lämmer und Geißlein sowie ihrer kleineren Haus- und Hoftiere, insbesondere auch ihrer nützlichen Hauskatzen erblicken, für die der Adler eine besondere Vorliebe haben soll.

Daß der Steinadler größere Knaben oder gar Erwachsene angriffe, ist nicht sicher beglaubigt, selbst die grimmigen Kämpfe zwischen dem Jäger und dem Vogel am Horst des letzteren gehören entweder ins Bereich des Jägerlateins, oder der Steinadler wurde hier, wie Jaeckel meint, mit dem Lämmergeier verwechselt, der den Kampf mit dem Räuber seiner Brut aufnimmt. Tiere vom Reh bis zur Maus sind seine Beute, und es kann wohl vorkommen, daß einmal ein Hund, dessen Anblick den Adler aus der Höhe herablockte, diesen in unmittelbare Berührung mit dem Menschen bringt.

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. VI, S. 355—363.





12. Steinadler.

13. Jagdfalke, Hierofalco candicans *Gmel.*

Zu den Falken im engeren Sinne (Falconinae), einer den Geieradlern (Gypaëtinae), den Adlern (Aquilinae), Bussarden (Buteoninae) und Habichten (Accipitrinae) gleichgeordneten Unterfamilie, gehört außer den mannigfachen Arten der Gattungen Cerchneïs oder Turmfalke und Falco oder Wanderfalke auch die Gattung der Jagdfalken, Hierofalco, der „edelsten aller Falken“, Bewohner des hohen Nordens unseres Erdballes, die sich nur im Winter, und auch dann noch nur selten einmal bis in unsere Breiten verfliegen. Bemerkenswerte Kennzeichen dieser Vögel sind ihre sehr bedeutende Größe — die Körperlänge beträgt bei allen Arten etwa 60 cm — und die im Alter in der Regel weiße Farbe des Gefieders, wobei jedoch zu bemerken ist, daß in dem von Nordgrönland und Nowaja Semlja bis zum Süden Grönlands, dem äußersten Norden Asiens, Amerikas und Islands reichenden Verbreitungsgebiete des Jagdfalken, Hierofalco candicans *Gmel.*, die Vögel je weiter nördlich, je häufiger weiße Farbe erlangen, mehr im Süden jedoch öfter oberseits schieferblau bleiben.

Bezüglich der Lebensweise der Jagdfalken, deren verschiedene Arten nicht immer von den Beobachtern sicher unterschieden wurden, geben wir die Angaben Brehms im Auszuge wieder. Die Jagdfalken bewohnen in den nördlichen Ländern vorzugsweise steile Seeküsten, auf deren Felswänden sie sich ansiedeln, ohne jedoch den Wald ganz zu meiden. Am liebsten siedeln sie sich in der Nähe der Vogelberge an, wo während des Sommers Millionen von Seevögeln sich vereinigen, um zu brüten. Jedes Paar hält an dem einmal gewählten Wohnsitze mit zäher Beharrlichkeit fest und wird, wenn es vertrieben wurde, sehr bald durch ein anderes ersetzt. In ihrem Betragen und Wesen haben die Jagdfalken mit dem Wanderfalken die größte Ähnlichkeit. Man kann höchstens sagen, daß ihr Flug nicht so schnell und ihre Stimme tiefer ist.

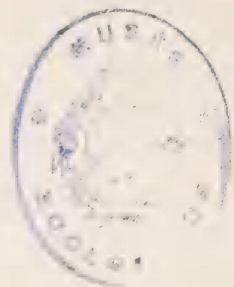
Seevögel im Sommer und Schneehühner im Winter, außerdem Hasen und Eichhörnchen bilden ihre Nahrung. Im Winter verlassen sie die Seeküsten und folgen dem Schneehuhn in den Bergen, wandern jedoch im Gegensatz zu anderen Arten nicht regelmäßig südwärts.

Der große, flache Horst des Jagdfalken steht, nach Faber, in der Nische einer unzugänglichen Felswand, nahe am Meer. Die 3—4 Eier des Geleges sind auf weißlichem Grunde so dicht mit Flecken und Wolken von rostrosa Farbe bedeckt, daß sie fast einfarbig erscheinen. Sie messen durchschnittlich 58 mm.

Außer dem eigentlichen Jagdfalken sind übrigens auch noch manche andere Arten der Falconinae bis ins 18. Jahrhundert hinein, wo die Falknerei bei uns aus der Mode kam, zur Reiherbeize abgerichtet worden. Es sind dies besonders unser bekannter Wanderfalke, Falco peregrinus *Tunst.*, und der Würgfalke, Hierofalco cherrug *Gray*, welch letzterer als Brutvogel im Südosten unseres Erdteils und großen Teilen Asiens lebt und sich wohl manchmal nach Deutschland verfliegt. Laut Naumann ist heutzutage der Hühnerhabicht, Astur palumbarius *Linn.*, der gebräuchlichste Beizvogel. (Vgl. Blatt 5.)

Der Gang der Abrichtung des Vogels zur Jagd war derartig, daß man den Falken unter Anwendung von Hunger und Müdigkeit daran gewöhnte, nach Abhebung der Kopfkappe anfangs vorgehaltenes Fleisch und später eine frei fliegende Taube („Federspiel“) zu ergreifen und zu kröpfen. Vorzugsweise gebeizt wurde der Reiher, daneben Fasanen, Rebhühner und andere Vögel. — Schon um 400 v. Chr. richteten die Inder Falken ab, 75 n. Chr. die Thrazier. Bei den römischen und deutschen Kaisern war die Falkenjagd Brauch, desgleichen bei den Adligen, bis sie hauptsächlich infolge Verbesserung der Schußwaffen zurückging. Heute kennt man sie in Europa als Passion des hohen Adels nur noch an drei Stellen, während sie in Dalmatien sowie in Asien und Teilen Afrikas, z. B. der Sahara, noch allgemeiner geübt wird.

Vgl. „Brehms Tierleben“, 4. Aufl., Bd. VI, S. 462—463.





13. Jagdfalke.

14. Schneehuhn, Lagopus mutus *Montin* (alpinus).

Außer der Wachtel, Coturnix coturnix *Linn.*, und dem Rebhuhn, Perdix perdix *Linn.*, und abgesehen von dem Steinhuhn, Caccabis saxatilis *Wolf et Meyer*, welches, im 16. Jahrhundert noch am Rhein ansässig, jetzt auf Alpengebiete zurückgedrängt ist, beherbergen die deutschen Reviere an kleineren Wildhühnern noch das Haselhuhn, Tetrastes bonasia *Linn.*, welches zwar hierzulande immer seltener wird, doch in manchen Teilen noch heimisch ist und uns stellenweise sogar häufig begegnet, und die Schneehühner, Lagopus.

Die Gattung der Schneehühner steht mit mehreren Arten in Beziehung zu unserem deutschen Lande. Das Moorhuhn oder Moorschneehuhn, Lagopus lagopus *Linn.*, dürfte in seinem Bestande im nördlichsten Ostpreußen, seinem einzigen Gebiete auf deutschem Boden, gefährdet sein. Das ihm sehr ähnliche, jedoch im Winter sich nicht weiß färbende Schottische Moorhuhn, Lagopus scoticus *Lath.*, hat man auf dem Hohen Venn sowie in Hannover und Ostpreußen als Jagdwild angesiedelt, doch scheinen sie immer spärlicher zu werden. Das Schneehuhn endlich, Lagopus mutus *Montin*, auch Alpen-, Felsen- oder Bergschneehuhn genannt, bewohnt die Alpenkette und verfliegt sich von ihr im Winter auch gelegentlich und einzeln nach dem südlichen Schwarzwald.

Das Schneehuhn tritt, wie wir Brehm entnehmen, in verschiedenen Unterarten auf und ändert zumal im Sommerkleide vielfach ab. Zu allen Jahreszeiten sind beim Männchen der Bauch, die unteren Deckfedern des Schwanzes, die vorderen Deckfedern der Flügel, die Schwungfedern und die Läufe weiß; jene haben schwärzliche Schäfte, und der Schwanz ist schwarz. — Im Winter werden, mit Ausnahme der schwarzen, jetzt licht gesäumten Steuerfedern, bei dem Männchen alle Federn, auch die den Zügel bildenden, blendend weiß; doch kommt es vor, daß einzelne bunte Federn stehenbleiben.

Außer den erwähnten Gebieten bewohnt das Schneehuhn die Pyrenäen, die schottischen Hochgebirge, alle höheren Berggipfel Skandinaviens, die Gebirge Nordasiens, den Norden des festländischen Amerika und Grönland. Nach Norden hin hat man es überall gefunden, wo man das Festland oder eine größere Insel betrat. Auf Island wird es durch eine besondere Art, Lagopus rupestris *Gmel.* (islandorum), ersetzt. Im Gegensatz zum Moorhuhn lebt das Schneehuhn nur auf kahlen, nicht mit Gebüschen bekleideten Stellen, deshalb auf den Alpen immer über dem Gürtel des Holzwuchses, nahe an Schnee und Eis, in Norwegen auf den nackten, mit Gerölle bedeckten Berggipfeln und nur in Island und Grönland während der Brutzeit in tieferen Gegenden, in den Niederungen selbst in unmittelbarer Nähe des Meeres.

Ausgezeichnet durch einige Eigentümlichkeiten der Lebensweise, wie das Schwimmvermögen und — nach Fabers Angabe — das Einsammeln von Wintervorräten, ist das Schneehuhn im übrigen für den Alpenwanderer eine etwas an das Rebhuhn der Ebene erinnernde Erscheinung. Seine Stimme ist sehr auffallend, ein lautes Kreischen, welches Schinz treffend mit „krögögögöögrö" oder mit „gä-gä gagää" übersetzt. Auch soll das Schneehuhn ein dumpfes, aus der Kehle kommendes Röcheln wie „Aah" vernehmen lassen.

Das Fleisch der Schneehühner ist sehr dunkelfarbig und hat einen eigenen, bitterlichen Geschmack, der jedoch manchen äußerst angenehm ist. „Als Faber vor etwa 80 Jahren in Island war", berichtet Brehm, „mochten die Einwohner sie nicht essen und boten sie ihm für ein weniges zum Kauf an. Nach Nordenskiöld schmeckt das Fleisch des Schneehuhns auf Spitzbergen, Lagopus hyperboreus *Sundev.*, ganz anders als das der skandinavischen; sein Geschmack soll zwischen dem des Birkhuhns und dem einer fetten Gans mitteninne stehen, ‚man kann danach ermessen, welch ein Leckerbissen es ist'. In Nordamerika sollen die Schneehuhnfedern keinen unwichtigen Handelsartikel bilden und massenhaft von da nach London ausgeführt werden."

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. VII, S. 155—160.





14. Schneehuhn.

15. Auerhuhn, Tetrao urogallus *Linn.*

Unter den deutschen Wildhühnern nehmen die beiden größeren Arten, das Birkhuhn, Lyurus tetrix *Linn.*, und das Auerhuhn, Tetrao urogallus *Linn.*, ganz besonders aber das letztere unumstritten königlichen Rang ein, der diesen bei uns heimischen Tieren auch nimmermehr durch fremde, bei uns eingebürgerte Hühnervögel, wie den Fasan, Phasianus colchicus *Linn.*, oder den großen, schönen, neuerdings stellenweise ausgesetzten Königsfasan, Ph. reevesi *J. E. Gray*, oder den Puter, Meleagris gallopavo *Linn.*, streitig gemacht wird.

Das Auer- oder Urhuhn, Tetrao urogallus *Linn.*, das größte aller Waldhühner und einer der größten deutschen Vögel, berühmt namentlich durch seine „Balz", d. h. seine ihn zur Besinnungslosigkeit bringenden tollen Liebesspiele, Tänze und schnalzenden gurgelnden Gesänge in aller Morgenfrühe, die die Jagd um so interessanter, aber auch leichter gestalten, hat, laut Brehm, in früheren Zeiten zweifellos alle größeren und zusammenhängenden Waldungen Nordasiens und Europas bewohnt; sein Verbreitungskreis ist immer noch sehr ausgedehnt, wird aber durch regelrechten forstwirtschaftlichen Betrieb der Waldungen, besonders Entsumpfung und ausgedehnte Schlagwirtschaft, stets eingeengt. Von Kleinasien, Griechenland, den spanischen kantabrischen Gebirgen und den Pyrenäen, sagt Wurm, erstrecke es sich hoch hinauf bis nach Lappland und bis zum Eismeer und weit östlich durch Rußland bis nach Kamtschatka und China. Nach Radde ist es in den zusammenhängenden Waldungen Ostsibiriens nicht selten, wird aber östlich des Apfelgebirges durch eine kleinere Art, Tetrao parvirostris *Bp.* (urogalloides), ersetzt, und wahrscheinlich ist es diese, der v. Kittlitz in Kamtschatka begegnete. In England, Irland, Holland, Dänemark, dann in Amerika, Afrika und Australien fehlt das Auerwild, spärlich ist es in Oberitalien, Frankreich und Belgien vertreten, reichlicher in den deutschen, österreichisch-ungarischen und schweizerischen Alpen und in den Mittelgebirgen dieser Länder, in den Balkanstaaten, in Rumänien, am zahlreichsten in Norwegen, Schweden, im europäischen und asiatischen Rußland, mit Ausnahme des südlichen europäischen Teils und des Kaukasus. Nach Schottland wurde das Auerwild allerdings erst wieder in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts (1837) von Norwegen her erfolgreich eingeführt.

Bei uns hält es sich noch in der Hardt, im Schwarzwald, Odenwald, Fichtelgebirge, im Böhmerwald und im Thüringer Walde, im Erzgebirge, Riesengebirge und im Harz, ist aber nirgends häufig. Ursprünglich war das Auerwild kein Gebirgswild, „aber die Kultur hat es, wie manche andere ‚Alpentiere', allmählich in das ruhigere und waldreichere Gebirge zurückgedrängt, so daß es in Deutschland nur noch in wenigen Kiefernforsten der Ebene (in der Lausitz, Tucheler Heide), die es vorzüglich liebt, standhält. Es geht bis an die Grenze des Baumwuchses, sowohl nach der Breite als auch nach der Höhe, also bis zum 70. Breitengrade und bis zu 1500 und 2000 m über dem Meere." (Wurm.)

In Gegenden, wo Auer- und Birkhühner nebeneinander wohnen und die Auerhähne außergewöhnlich vermindert worden sind, findet sich zuweilen das Rackelhuhn oder Mittelhuhn, ein Bastard zwischen Auerhenne und Birkhahn, seltener zwischen Auerhahn und Birkhenne, der, was Gestalt und Färbung anlangt, ziemlich in der Mitte zwischen seinen beiden Eltern steht, sich aber keineswegs „auf den ersten Blick hin" als Blendling zu erkennen gibt.

Über die mannigfaltige Verwertung des Auerhuhns sagte Wurm: „Seine großen Schaufelfedern werden zu Fächern und selbst zu Ofenschirmen, seine Schwingen zu Kehrwischen, seine Füße zu Briefbeschwerergriffen, Kelchglasfüßen usw., seine Magensteine zu kleinen Jägerschmucksachen verarbeitet, und schließlich kann nur jemand, der noch nie einen gut zubereiteten Auerhahn mitgegessen hat, seinen Braten verlästern. Das Wildbret der auch äußerlich glanzvoll verjüngten Herbsthähne ist, wegen Ruhens der Geschlechtstätigkeit, Beendigung der Mauser und Äsung zarterer Art, feiner, saftiger und minder harzduftend als das der Balzhähne."

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. VII, S. 130—147.





15. Auerhuhn.

16. Bankivahuhn, Gallus gallus *Linn.*

Kammhühner, die Gattung Gallus bildend, sind ausschließlich in Indien und den malaiischen Wäldern beheimatet, wo die Arten im Walde ein verstecktes Leben führen. Dort ist denn auch die Heimat unseres Haushuhnes zu suchen, und insbesondere ist kein Zweifel, daß das Bankivahuhn oder Kasintu der Malaien, Gallus gallus *Linn.* (ferrugineus, bankiva), die berechtigtste Anwartschaft darauf hat, als Stammart des Haushuhns zu gelten.

Das Bankivahuhn ist über ganz Indien und die malaiischen Länder verbreitet. Eine ihm ähnliche Art ist das Dschangelhuhn Ceylons, Gallus lafayetti *Less.*, anderweitige Arten der Gattung gehören wiederum Indien an, wie das Sonnerathuhn, Gallus sonnerati *Temm.*, oder der indischen Inselwelt, wie der Gangegar, Gallus varius *Shaw et Nodd.*, von Java, Lombok und Flores. Diese Wildhühner sollen zur Belebung des Waldes wesentlich beitragen, da die Hähne noch kampflustiger sind als ihre zahmen Abkömmlinge. Wenn man durch die Wälder reist, trifft man, laut Jerdons von Brehm mitgeteilten Angaben, oft mit Wildhühnern zusammen. Sie halten sich gern in der Nähe der Wege auf, weil sie hier in dem Kote der Herdentiere oder Pferde reichliche Nahrung finden; auch treiben die Hunde, wenn sie seitab von den Wegen umherlaufen, viele von ihnen zu Baume; man sieht sie auf den Feldern, die in der Nähe der Wälder liegen und von ihnen gern besucht werden, oder beobachtet sie endlich gelegentlich der Jagden, zu denen sie Veranlassung geben.

Die Bankivahenne legt in ein nur äußerst roh zubereitetes Nest 8—12 Eier, die von milchweißer oder gelblicher Färbung sind. Das Wildbret dieser wilden Hühner soll nach manchen freilich nicht unwidersprochenen Angaben wenig geschätzt sein, weshalb sie wenig gejagt werden.

Das Haushuhn ist vielleicht zuerst von den Chinesen, von diesem Volke wohl schon im 14. oder 15. Jahrhundert v. Chr., gehalten worden. In Babylon waren Haushühner sicher im 7. oder 6. Jahrhundert, in Griechenland im 5. und 4. Jahrhundert bekannt. Darwin ist der Meinung, daß das Haushuhn um 600 v. Chr. nach Europa kam. Die keltischen und germanischen Völker haben Haushühner wohl nicht von den Griechen und Römern überkommen, sondern auf einem direkteren Wege aus dem Osten erhalten. Bei den Kelten wenigstens zur römischen Kaiserzeit scheint der Haushahn eine Art nationalen Vogels gewesen zu sein, und zwar vielleicht deshalb, weil das lateinische Gallus zugleich einen Hahn und einen Gallier bedeutete.

Die Rassenvariabilität des Haushuhnes reicht zwar an die der Taube längst nicht heran, ist jedoch merklich größer als die der Ente und Gans. Man braucht sich, um dies einzusehen, nur einmal den Gegensatz zwischen den in jeder Beziehung plumpen, federfüßigen Cochinchina-Hühnern und den schlankhalsigen, langbeinigen „Kämpfern", die kaum mehr eigentliche Hühnergestalt haben, zu vergegenwärtigen, oder sich einer so auffälligen Rasse wie der Siebenbürgener Nackthälse zu erinnern, oder die japanisch-chinesischen Zwerghühner (Bantams) mit mancher großen schweren Rasse zu vergleichen.

Es gibt ferner bekanntlich auch gehäubte Rassen, und zwar ist bei den eigentlichen Haubenhühnern die Haube groß und die knöcherne Stirnregion blasig aufgetrieben, also krankhaft entartet, was durch in der Knochenwand der Blase auftretende unregelmäßige Löcher und Lücken, gewissermaßen Fontanellen, noch deutlicher wird. Hahn und Henne unterscheiden sich in der Beschaffenheit ihrer Haube: bei jenem besteht sie aus langen und schmalen, bei dieser aus kurzen, abgerundeten, dichter stehenden Federn und erhält dadurch das Ansehen einer gefüllten Georgine. Je umfangreicher sich die Haube entwickelt, desto mehr tritt der Kamm zurück. — Wir sehen also, daß manche Rasseneigentümlichkeiten bei Haushühnern auf tiefgehenden Veränderungen beruhen und bei genauerem Studium vielleicht noch interessante Gesetzmäßigkeiten enthüllen werden.

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. VII, S. 55—69.


MUSÉE
ZOOLOGIQUE



16. Bankivahuhn.

17. Bleßhuhn, Fulica atra *Linn.*, und Teichhuhn, Gallinula chloropus *Linn.*

Bleßhuhn und Teichhuhn gehören trotz ihrer deutschen Benennung, die der etwas hühnerähnlichen Gestalt dieser Vögel gerecht wird, nicht zu den Hühnervögeln, sondern zusammen mit der Wasserralle, Rallus aquaticus *Linn.*, dem Wachtelkönig oder Wiesenknarrer, Crex crex *Linn.*, und den Sumpfhühnchen (Tüpfelsumpfhühnchen, Porzana porzana *Linn.*, Bruchhühnchen, P. parva *Scop.*, und Zwergsumpfhühnchen, P. pusilla *Patt.*) zu den Rallen (Rallidae), der ersten Familie aus der Ordnung der Kranichvögel.

Das Bleßhuhn, auch Wasserhuhn, Pleßchen usw. genannt, Fulica atra *Linn.*, kommt in Europa und Mittelasien überall vor, außerdem hat man es in ganz Afrika, Südasien und Australien in der Winterherberge angetroffen. Gelegentlich ist es seltsamerweise in Grönland als Irrgast aufgetreten. „In Deutschland", sagt Brehm treffend, „fehlt das Wasserhuhn keinem geeigneten Gewässer. Es meidet Ströme und Flüsse, ebenso das Meer und siedelt sich am liebsten an Seen und Teichen an, deren Ränder mit Schilf und hohem Rohr bewachsen sind. Nach Miß Bate hat es auf Cypern ganz bedeutend an Menge zugenommen, seitdem im Distrikt Famagusta Bewässerungsanlagen vollendet sind. In der Winterherberge bezieht es die Strandseen und die wasserreichen Sümpfe Südeuropas, Nord- und Mittelafrikas, gleichviel, ob deren Wasser süß oder salzig ist. Bei uns zulande erscheint es im Frühjahr nach der Schnee- und Eisschmelze, also bald früher, bald später, verweilt während des ganzen Sommers an demselben Orte, beginnt im Herbst zu streichen, sammelt sich auf größeren Gewässern, im Gegensatz zu seinen Verwandten, zu starken Scharen an, wandert im Oktober und November nach Süden hinab und überwintert da, wo es offenes Wasser findet, unter Umständen auch in Deutschland."

Seine Nahrung besteht hauptsächlich aus kleinen Wassertieren. Sein Eigelege in einem primitiven Neste besteht aus 7—17 auf grauem Grunde schwarzbraun punktierten Eiern. Das Fleisch des Bleßhuhns soll — obschon darüber bei Naumann sehr verschiedene Ansichten mitgeteilt werden — noch schlechter schmecken als das seiner Verwandten, dennoch soll der Vogel z. B. in Italien zu Tausenden mit Netzen unter dem Wasser gefangen und auf den Markt gebracht werden.

Das zierliche Grünfüßige Teichhuhn oder Rotbleßhuhn, Gallinula chloropus *Linn.*, „ein in allen Erdteilen heimischer, obwohl in ständigen Unterarten auftretender Vogel, ist in Europa, mit Ausnahme des hohen Nordens, überall gemein, in Deutschland Zugvogel, der zu Ende März erscheint und erst im Oktober wegzieht, wahrscheinlich in Paaren und wohl größtenteils zu Fuß wandert, zuweilen auch bei uns zulande überwintert. Im Frühjahr kommen gewöhnlich beide Gatten in einer Nacht auf ihrem Brutteiche an, ausnahmsweise beide bald nacheinander. Wenn das Paar von einem Teiche Besitz ergriffen hat, beachtet es den Ruf der in der Luft dahinziehenden Artgenossen nicht mehr; ist aber nur erst der eine Gatte da, so antwortet er dem oben fliegenden und ladet ihn durch ähnliche Töne ein, zu ihm herabzukommen."

Auch diesem Vögelchen gegenüber, dessen Fleisch stark moorig schmecken soll, kennt man in Südeuropa keine Schonung.

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. VII, S. 182—184 (Bleßhuhn) und S. 177—180 (Teichhuhn).





17. Bleßhuhn (links) und Teichhuhn (rechts).

18. Pfauenkranich, Balearica gibbericeps *Reichen.*

Wir kommen zu der Familie der echten Kraniche (Gruidae), deren deutscher Vertreter, der Graue Kranich, Grus grus *Linn.*, einst bei uns häufig war, jetzt aber fast nur noch in Pommern vorkommt, wo man im ganzen 411 Brutplätze mit etwa 2800 Paaren kennt.

Unsere zoologischen Gärten beherbergen oft fremdländische Kranicharten, so z. B. den schon in Südeuropa verbreiteten, durch kurzen Schnabel und seidige Federschöpfe ausgezeichneten Jungfernkranich, Anthropoides virga *Linn.*, und den Pfauen- oder Kronenkranich, Balearica pavonina *Linn.* Die Heimat dieses Vogels ist das westliche, zentrale und nordöstliche Afrika. In Südafrika lebt eine zweite Art seiner Gattung, Balearica regulorum *Benn.*, mit lichterem Hals und einem roten Kehllappen, und im Osten eine dritte, Balearica gibbericeps *Reichen.*, welche auf unserer Tafel zur Darstellung gelangte, und bei der der nackte Wangenteil mit einem dreieckigen Höcker in die samtige Befiederung des Oberkopfes eindringt.

Der Pfauenkranich bewohnt nach Brehms Beobachtungen paar- oder gesellschaftsweise die mit Gebüsch bedeckten flachen Ufer der Ströme oder die dünner bestandenen Waldungen, kommt aber täglich auf die Strominseln, um hier zu trinken und zu tanzen. Während der Regenzeit begegnet man ihm paarweise, sonst in Gesellschaften, die zuweilen mehr als 100 Stück zählen. Diese Schwärme gesellen sich auch wohl zu den im Sudan überwinternden Scharen unseres deutschen Kranichs und des Jungfernkranichs, treten aber nie in engere Verbindung mit ihnen und scheinen von diesen Verwandten zwar geduldet, kaum aber gern gesehen zu werden. Die Stimme des Pfauenkranichs ist ein lauter Ruf, der durch den arabischen Namen des Vogels, „Rharnuk", ein Klangbild des Geschreies, ziemlich richtig wiedergegeben wird. Die Nahrung besteht fast ausschließlich aus Sämereien, während der Reife des Getreides nur aus Durra, sonst aus verschiedenen Körnern, besonders aus den Samen einiger Grasarten; nebenbei nimmt der Vogel Baumknospen, Grasspitzen, Früchte und Insekten, ausnahmsweise vielleicht auch Weichtiere und kleine Fischchen zu sich.

Die Eier der Pfauenkraniche weichen sehr stark von denen der eigentlichen Kraniche ab. Ihre Grundfarbe ist hell grünlichblau, von einem weißen Kalküberzuge verschleiert.

Schon seit längerer Zeit wird der schöne und auffallende Vogel von den Westafrikanern gezähmt und demgemäß auch oft nach Europa gebracht. Reinhold Brehm sah ihn in Lissabon anscheinend ohne alle Aufsicht als halbes Haustier in den Promenaden und Straßen der Stadt frei umherlaufen.

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. VII, S. 191—193.





18. Pfauenkranich.

19. Großtrappe, Otis tarda *Linn.*

Zu den Kranichvögeln gehören auch die Trappen (Otididae), eine wesentlich afrikanische Vogelfamilie, die außerdem in Europa, Asien und Australien durch wenige Arten vertreten ist. Als Angehörige der deutschen Fauna kennen wir nur drei Arten aus den Gattungen Otis oder Großtrappe, Tetrax oder Zwergtrappe und Houbara oder Kragentrappe. Während die asiatische Kragentrappe, die „Paßgängertrappe“ der Kirgisen, Houbara macquenii *Gray et Hardw.*, sich nur gelegentlich nach Deutschland verfliegt, hatte sich die Zwergtrappe, Tetrax tetrax *Linn.*, obschon eigentlich in wärmeren Ländern beheimatet, seit 1870 zeitweise in Thüringen und Schlesien festgesetzt, war dann wieder geschwunden und schien aufs neue kommen zu wollen. Doch dürfte es sich bei ihr wie auch bei dem in dieser Hinsicht nicht minder interessanten Steppenhuhn (s. Blatt 23) nur um erfolglose Vorstöße handeln.

Die Großtrappe, Otis tarda *Linn.*, dagegen, auch Trappgans genannt, von Südschweden und dem mittleren Rußland an in ganz Europa und Mittelasien beheimatet, bewohnt in unserem Vaterlande ständig noch weite, waldlose Ackerflächen, insbesondere die Mark, Pommern, Posen, Schlesien, Anhalt, Sachsen, Braunschweig, Hannover, Thüringen, die Rheinlande und Bayern, während der stattliche Vogel, der größte unter den europäischen Landvögeln, in Großbritannien völlig, in Frankreich und Spanien schon großenteils ausgerottet ist. In Ungarn, den Balkanländern, Südrußland und großen Teilen von Asien ist er sehr häufig.

Waldige Gegenden meidet die Großtrappe stets. In geeigneten Gegenden trifft man bei uns zuweilen noch Flüge an, die über 100 Stück, ja angeblich bis 600 Stück, zählen, doch ist der äußerst scheue Vogel im allgemeinen nur sehr schwer zu beobachten. Unsere Tafel zeigt den Trappenhahn, wie er den Hennen seine leidenschaftlichen Tänze vorführt. Die einfache Niststelle pflegt im hochaufgeschossenen Getreide zu liegen und enthält zwei, auch drei nicht eben große, 79 mm lange, dicke, auf grünlichem Grunde gefleckte und gewässerte Eier. Die Nahrung der Trappe besteht vorzugsweise aus grünen Pflanzenteilen, Körnern und Sämereien, doch auch aus Insekten und Feldmäusen und wohl überhaupt aus allen kleineren Tieren, die ihr vor den Wurf kommen.

Die Trappe, die man zur hohen Jagd zählt, wird überall eifrig verfolgt. Gut zubereitet sollen namentlich die Jungen einen vortrefflichen Braten bilden. Mehr als der Mensch schaden der Trappe die vierfüßigen und geflügelten Räuber, die imstande sind, selbst eine alte Trappe zu bewältigen.

Vgl. „Brehms Tierleben“, 4. Aufl., Bd. VII, S. 201—206.





19. Großtrappe.

20. Kampfläufer, Pavoncella pugnax *Linn.*

Der **Kampfläufer**, Pavoncella pugnax *Linn.*, ist ein äußerst sonderbarer Vertreter der **Schlammläufer** (Limicolae), jener zu den **Regenpfeifervögeln** zu stellenden Unterordnung, deren bekannteste Art wohl der „Vogel mit dem langen Gesicht", die **Schnepfe**, Scolopax rusticola *Linn.*, ist. Von sonstigen Regenpfeifern (Charadriinae), Wasserläufern (Tringinae) und Schnepfen (Scolopacinae), Vögeln, die in zahlreichen Arten teils unsere Moore und Sümpfe bevölkern, teils auch, großenteils im Norden beheimatet, auf ihrer Herbst- und Frühjahrswanderung in großen Scharen namentlich an den Küsten erscheinen, unterscheidet sich der **Kampfläufer**, auch Kampfhahn genannt, nicht so auffällig durch Körperbau oder Befiederung (deren Farbe auch überaus stark wechselt, so daß ihn Naumann den vielfarbigen Kampfläufer nennt) wie durch das eigenartige Betragen des Männchens zur Paarungszeit.

Die Vögel betätigen in dieser Periode ihres Lebens ihren Namen durch die Art ihrer Liebesspiele, die, wie Naumann sagt, in der ganzen Vogelwelt einzig dastehen, obwohl einige Ähnlichkeit mit dem Balzen und Kämpfen der Waldhühner darin nicht zu verkennen ist. „Die Männchen kämpfen", sagt Brehm, „und zwar fortwährend, ohne wirklich erklärliche Ursache, möglicherweise gar nicht um die Weibchen, wohl aber um eine Fliege, einen Käfer, einen Wurm, um einen Sitzplatz, um alles und nichts; sie kämpfen, gleichviel ob Weibchen in der Nähe sind oder ob sie keine solchen sehen, ob sie sich ihrer vollen Freiheit erfreuen oder in der Gefangenschaft befinden, ob sie erst vor wenigen Stunden ihre Freiheit verloren oder schon jahrelang im Käfige gelebt haben; sie kämpfen zu jeder Tageszeit, kurz, unter allen Umständen. Im Freien versammeln sie sich hierzu auf besonderen Plätzen, die da, wo die Vögel häufig vorkommen, 500—600 Schritt voneinander entfernt liegen und alljährlich wieder aufgesucht werden."

„Ihre Balgereien", schildert Naumann, „sind stets nur eigentliche Zweikämpfe; nie kämpfen mehrere zugleich gegeneinander, aber es fügt sich oft, wenn mehrere am Platze sind, daß zwei und drei Paare, jedes für sich, zugleich kämpfen und ihre Stechbahnen sich durchkreuzen, was ein so wunderliches Durcheinanderrennen und Gegeneinanderspringen gibt, daß der Zuschauer aus der Ferne glauben möchte, diese Vögel wären alle toll und vom bösen Geiste besessen.

„Sie haben keine andere Waffe als ihren weichen, an der Spitze kolbigen, im übrigen stumpfschneidigen Schnabel, ein sehr schwaches Werkzeug, mit welchem sie sich nie verletzen oder blutrünstig beißen können."

Der Norden der Alten Welt, aber nicht allzuweit nordwärts, ist, laut Brehm, die Heimat des Kampfläufers. Gelegentlich seines Zuges besucht er nicht nur alle Länder Europas und Asiens, sondern auch ganz Afrika. Bei uns erscheint er Anfang Mai, selten schon in den letzten Tagen des April, und beginnt bereits im Juli und August wieder umherzustreifen oder sich auf die Wanderschaft zu begeben. In der Nähe des Meeres sieht man ihn oft, eigentlichen Seevogel aber kann man ihn nicht nennen. Norddeutschland bewohnt er stellenweise. Größere Sumpfflächen, wie sie der Kiebitz liebt, beherbergen in der Regel auch den Kampfläufer; jedoch verbreitet er sich nicht so weit wie jener. Süddeutschland besucht er nur auf dem Zuge. Das Nest steht selten fern vom Wasser und enthält 3—4 olivenbräunliche, gefleckte Eier von bedeutender Größe (43,5 mm lang), die wie Kiebitzeier aufgesammelt und verspeist werden. Das Fleisch des Vogels soll außer zur Paarungszeit, wo es bei alten Männchen zäh und trocken ist, recht wohlschmeckend sein und gilt in Indien als ein Leckerbissen ersten Ranges — das ist das wenige, was über die Bedeutung dieser Tierart für den Menschen zu sagen wäre.

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. VII, S. 261—264.





20. Kampfläufer.

21. Kiebitz, Vanellus vanellus *Linn.*

Der **Kiebitz**, Vanellus vanellus *Linn.*, die einzige Art seiner Gattung, ist, laut Brehm, vom 81. Grad nördl. Br. an bis Nordindien und Nordafrika in allen bekannten Ländern der Alten Welt beobachtet, in China an geeigneten Orten ebenso gemein wie in Britannien. Er wandert von seiner Heimat aus allwinterlich südlich bis in die zwischen Nordindien und Marokko gelegenen Länder, verfliegt sich auch wohl bis auf die Färöer und Island, selbst bis Grönland, wo ihn Reinhardt antraf. Unter den europäischen Ländern beherbergt Holland unzweifelhaft die meisten Kiebitze. In unseren Breiten gehört er, wie von Brehm treffend gesagt wird, „zu den ersten Boten des Frühlings; denn er stellt sich ungefähr um dieselbe Zeit bei uns ein wie der muntere Star oder die Feldlerche, trifft sogar bereits dann in der Heimat ein, wenn der Winter noch die Herrschaft festhält und der Vogel ein kümmerliches Leben zu führen gezwungen wird. Regenwürmer scheinen seine Hauptnahrung zu bilden; nächstdem werden Insektenlarven aller Art, Wasser- und kleine Landschnecken usw. aufgenommen. Zur Tränke geht der Kiebitz mehrmals im Laufe des Tages; Bäder sind ihm Bedürfnis.

„Das Nest findet man am häufigsten auf weiten Rasenflächen, feuchten Äckern, selten in unmittelbarer Nähe des Wassers und niemals im eigentlichen Sumpfe. Es besteht aus einer seichten Vertiefung, die zuweilen durch einige dünne Grashälmchen und zarte Wurzeln zierlich ausgekleidet wird. Die Zeit des Legens fällt in günstigen Jahren in die letzten Tage des März, gewöhnlich aber in die ersten Tage des April. Die 4 verhältnismäßig großen, durchschnittlich 45,3 mm langen, 32,8 mm dicken Eier sind birnförmig, am stumpfen Ende stark, am entgegengesetzten spitz zugerundet, feinkörnig, glattschalig und auf matt olivengrünlichem oder bräunlichem Grunde mit dunkleren, oft schwarzen Punkten, Klecksen und Strichelchen sehr verschiedenartig gezeichnet. Das Weibchen brütet die Eier allein innerhalb 16 Tagen aus.“

Weidenden Schafen, die sich dem Neste nähern, springt das Weibchen mit gesträubtem Gefieder und ausgebreiteten Flügeln entgegen, schreit, gebärdet sich wütend und erschreckt die dummen Wiederkäuer gewöhnlich so, daß sie das Weite suchen. Auch Weihen, Krähen und andere Eierdiebe werden so vertrieben, während der Fuchs sich so leicht nicht betören läßt.

„In Deutschland wird dem Kiebitz nicht besonders nachgestellt, weil sein Fleisch für unschmackhaft gilt; die Südeuropäer teilen diese Ansicht nicht und verfolgen die Wintergäste ebenso eifrig, als ob es Schnepfen wären. Nach Rey stehen jedenfalls junge Kiebitze im Geschmack den Waldschnepfen nicht nach. Hier und da stellt man auch heutigestags noch einen Kiebitzherd, und wenn man es geschickt anzufangen weiß, erlangt man auf solchem reiche Beute.“

Die Eier sind bekanntlich auch bei uns hochgeschätzt, doch kann man nur als Kenner von Vogeleiern ganz sicher sein, ob man wirklich Eier vom Kiebitz oder aber solche von Möwen, vom Säbler, von der Bekassine, dem Kampfhahn und Rotschenkel, dem Regenpfeifer, dem Teichhuhn oder der Krähe vorgesetzt bekommt.

Vgl. „Brehms Tierleben“, 4. Aufl., Bd. VII, S. 227—231.





21. Kiebitz.

22. Silbermöwe, Larus argentatus *Brünn.*

Die Unterordnung der Möwenvögel (Lari) umfaßt zwei sehr charakteristische Familien von namentlich das Meer bewohnenden Vögeln, die Möwen (Laridae) und die Flügeltaucher oder Alkartigen Vögel (Alcidae). Während die letzteren, deren Prototyp der im vorigen Jahrhundert gänzlich ausgestorbene Riesenalk (Plautus impennis *Linn.*) ist, auf deutschem Gebiete als Brutvögel allein auf dem Lummenfelsen von Helgoland vertreten sind, sind die Möwen eine bei uns viel bekanntere Tiergruppe. Wir haben hier echte Möwen (Larinae) und Seeschwalben (Sterninae) zu unterscheiden. Der Typ der geschwätzigen Seeschwalben wird durch den auf unserem Bilde über der Wasserfläche schwebenden Vogel veranschaulicht.

Die Silbermöwe oder der Blaumantel, Larus argentatus *Brünn.*, ein 65 cm langer Vogel aus der Gattung der Fischermöwen (Larus), bewohnt die Küsten des nördlichen Europas, Grönlands und des östlichen und nördlichen Nordamerikas, aber auch das Südliche Eismeer. Bekannt sind in Deutschland ihre von Naumann beschriebenen Brutkolonien auf der Insel Sylt, obschon sie nicht minder auf anderweitigen Inseln wie überhaupt an den Küsten der Nordsee, seltener an der deutschen Ostseeküste brütet. Im Winter findet sie sich an allen Küsten Europas, oft auch tief im Lande. Jüngere Vögel dieser Art sind grauweiß gesprenkelt, den Alten also noch recht unähnlich und entbehren mithin des für diese Gattung so charakteristischen Möwenblaus der Flügeldecken. Letzteres ist bei der bis $^3/_4$ m langen Mantelmöwe, Larus marinus *Linn.*, einer nordischen, uns nur im Winter besuchenden Art, durch Schwarz ersetzt, desgleichen bei der hinter der Silbermöwe an Größe zurückstehenden Heringsmöwe, Larus fuscus *Linn.*, kommt jedoch sehr schön bei der gleichfalls nordischen, im Winter jedoch bei uns auch im Binnenlande sehr gemeinen Dreizehenmöwe, Rissa tridactyla *Linn.*, zur Geltung. Von sonstigen Arten sei hier noch die durch ihre Stimme wie durch ihr schwarzes Köpfchen ausgezeichnete, kleine Lachmöwe, Larus ridibundus *Linn.*, und die Zwergmöwe, Larus minutus *Pall.*, erwähnt. Letztere, die kleinste aller Möwenarten, ist schwarzköpfig gleich der Lachmöwe und brütet auf deutschem Gebiete nur in Ost- und Westpreußen.

„Die Silbermöwe“, sagt Naumann, „ist unstreitig eine der schönsten Arten ihrer Gattung. Ihre imposante Größe, ihre als Möwe weder zu plumpe noch zu schlanke Gestalt, das wahrhaft blendende Weiß ihres ungemein zarten Gefieders, mit dem sanften Möwenblau ihres Mantels, dem tiefen Samtschwarz der Flügelspitze (gleich kräftigen Schlagschatten in der allgemeinen blendenden Färbung) mit seinen schneeweißen Federspitzen, alles gehoben durch den prächtig gelben Schnabel mit seinem korallenroten Fleck, das lebhafte schwefelgelbe Auge und anderes mehr geben dem lebenden Vogel unvergleichliche Reize, die das Auge bezaubern.“

Die Stimme der Silbermöwe ist außer einem Kreischen in verschiedenen Lauten vor allem oft ein deutliches, wie „Hahahaha“ klingendes Lachen. „Ihr Gang ist ein gemäßigtes Vorwärtsschreiten, nicht ohne Anstand, selten ein schnelleres Laufen; er hat etwas Krähenartiges, auch das Bücken, um etwas aufzunehmen. Sie geht, besonders auf den feuchten Watten, oft viel und lange herum, steht auch untätig öfters lange an einer Stelle, zumal auf Landzungen und flachen Sandbänken, wo es ihr besonders zu behagen scheint, wenn ihr leichte Wellen die Füße benetzen und abwechselnd bis an die Ferse heraufsteigen. Wo sich eine niedergelassen hat, kommen gewöhnlich bald mehrere herbei. Sie schwimmt nicht oft.“

Die Eier dieser Möwe werden bis 7,6 cm lang; ihre Farbe ist im allgemeinen olivengrün, schwarzbraun und grau gefleckt. Sie sind eine beliebte Speise namentlich bei den Inselbewohnern, während das Fleisch dieser Möwenart im Gegensatz zu dem der Dreizehenmöwe im allgemeinen wenig begehrenswert ist. Dies wäre, nebst der Verwertbarkeit ihrer Federn, der geringe Nutzen, den die Möwen dem Menschen gewähren.

Vgl. „Brehms Tierleben“, 4. Aufl., Bd. VII, S. 319.



22. Silbermöwe.

23. Steppenhuhn, Syrrhaptes paradoxus *Pall.*

Aus der Familie der Flug- oder Wüstenhühner (Pteroclidae), der einzigen in der Unterordnung der Flughühner (Pterocles), können wir außer dem nur sehr selten in wenigen Exemplaren bei uns eingetroffenen Sandflughuhn oder Sandsteppenhuhn, Pteroclidurus exustus *Temm.*, nur einen der deutschen Fauna angehörigen Vertreter nennen, und zwar eine hochinteressante Art, das Steppenhuhn oder Fausthuhn, Syrrhaptes paradoxus *Pall.*, welches, laut Brehm, anfangs (Pallas 1770) nur aus den osttatarischen Steppen bekannt war, später jedoch in weiterer Verbreitung beobachtet wurde, und zwar bis 1860 schon in Holland und Großbritannien, 1861 in Norwegen und gleichzeitig in Nordchina.

1863 erfolgte eine große Einwanderung von Steppenhühnern in Europa, die sich von Galizien bis Österreich, von Südfrankreich bis zu den Färöerinseln ausdehnte. Namentlich auf Borkum erschienen sie nach und nach in sehr großer Anzahl, lebten hier fünf Monate wie in ihrer Heimat und verschwanden dann nach und nach wieder von der Insel, zerstreuten sich im Innern Deutschlands und wurden in den nächsten Jahren nur noch spärlich hier und da beobachtet. In Jütland und auf mehreren dänischen Inseln haben sie auch gebrütet. Seitdem haben die Steppenhühner, obwohl sie aus Deutschland bald wieder verschwanden, ihr Verbreitungsgebiet ausgedehnt und sich wenigstens im Südosten Europas seßhaft gemacht.

Altum hat, laut Brehm, die Fremdlinge während ihres Sommerlebens in Deutschland wiederholt beobachtet. Sie zeigten sich auf Borkum am 21. Mai in kleineren Abteilungen von 2—12 Stück. Vom 23. Juni bis zum 1. Juli wurden sie nicht gesehen, dann jedoch wieder in großen Schwärmen. Man sah solche in reißender Geschwindigkeit mit leichten, raschen Flügelschlägen dahinziehen und hörte während des Fluges beständig wie „quick, quick, quick“ klingende, der Stimme kleiner Regenpfeifer entfernt ähnliche Locktöne ausstoßen. Näher als auf 200 Schritt ließ der Schwarm auch den geübten Beobachter nicht herankommen. Plötzlich erhoben sich die Vögel unter vernehmbarem Brausen, und niedrig, einem Schwarm vom Felde heimkehrender Tauben ähnlich, strichen sie über die weite Sandfläche fort.

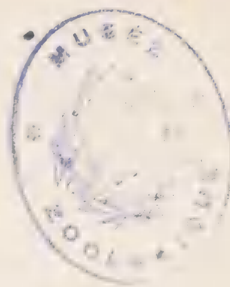
Nester der Vögel fand man mehrere auf den Dünen; sie waren alle in gleicher Weise gebaut und bestanden aus einer kleinen, mit etwas trockenem Sandrohre ausgekleideten Vertiefung im Sande oder waren im Heidekraut angelegt und mit etwas verdorrtem Grase ausgefüttert. Sie enthielten meist 3 Eier, wie auch in seiner Heimat das Steppenhuhn meist 3—4 Eier legt.

Genau 25 Jahre nach jener ersten Wanderung fand eine zweite, viel bedeutendere statt, nachdem seit 1879 sich schon vereinzelte Stücke, die vielleicht als Vorboten betrachtet werden dürfen, hier und da gezeigt hatten. Der Hauptzug erreichte in der zweiten Hälfte des April 1888 vorzugsweise in Österreich-Ungarn sein Ende.

1898 und 1899 traf man wiederum kleine Flüge teils in Österreich, teils in Mittelengland an. Ein bedeutenderer, sich westwärts wendender erfolgte wieder 1908, eine größere Invasion bis an die britischen Inseln einerseits, bis nach Süditalien anderseits. Die letzte Beobachtung aus dem Westen wurde im Dezember aus England gemeldet. Es ist anzunehmen, daß bei derartigen Wanderungen schon beim Übersetzen über die Nordsee ein Teil der Tiere verloren ging, andere, unaufhaltsam westwärts ziehend, im Ozean ihr Grab fanden.

Von Zeit zu Zeit beobachtet man auch in späteren Jahren noch das Steppenhuhn da und dort auf deutschem Gebiete, doch alle Anstrengungen, die Fremdlinge bei uns heimisch zu machen, haben sich, wie zu erwarten war und verschiedene Fachleute voraussagten, als erfolglos erwiesen. Die Einwanderer verschwanden meist ebenso rasch, wie sie gekommen waren.

Vgl. „Brehms Tierleben“, 4. Aufl., Bd. VII, S. 374—381.





23. Steppenhuhn.

24. Felsentaube, Columba livia *Linn.*

Die große und wohl in sich geschlossene Unterordnung der Taubenvögel, zu der als größte Arten die in historischer Zeit ausgestorbenen Dronten: der Dodo von Mauritius, Didus ineptus *Linn.*, der Dodo von Bourbon, D. bourbonicus *Bp. et Strickl.*, und der Solitair oder Einsiedler von Rodriguez, Pejophaps solitarius *Gmel.*, gehören, hat in unserer deutschen Fauna, wenn wir von der „Feldtaube" als der halb oder ganz verwilderten Haustaube absehen, nur verhältnismäßig wenige Vertreter. Als solche sind nur zu nennen die häufige Ringeltaube oder Holztaube, Columba palumbus *Linn.*, die Hohltaube, Loch-, Block- oder Blautaube, Columba oenas *Linn.*, die Felsentaube, Columba livia *Linn.*, die in Deutschland zwar wohl noch nicht brütend gefunden wurde, wohl aber am Südabhange des Riesengebirges bei Johannisbad in Böhmen, und die Turteltaube, Turtur turtur *Linn.*

Die Stammart unserer Haustaube ist die Felsentaube, Columba livia *Linn.* Ihr Verbreitungsgebiet erstreckt sich, wie Brehm zu entnehmen ist, in Europa hauptsächlich auf einige nordische Inseln und die Küste des Mittelmeeres, außerdem aber auf fast ganz Nordafrika, Palästina, Syrien, Kleinasien, Persien. „In Indien gehört sie zu den gemeinsten und häufigsten Vögeln, brütet ebenfalls in Höhlen und Nischen der Felsen und Klippen, womöglich in der Nähe von Wasser und oft in Gemeinschaft mit dem Alpensegler. Hier, wie in Ägypten, lebt sie auch in einem halbwilden Zustand und bewohnt alle alten ruhigen Gebäude, Stadtmauern, Pagoden, Felsentempel und ähnliche Baulichkeiten, oder bezieht die Türme, die ihr zuliebe errichtet werden. In Oberägypten gibt es viele Ortschaften, die mehr der Tauben als der Menschen halber erbaut zu sein scheinen. Nur das untere Stockwerk des pyramidenartigen, platt gedeckten Hauses bewohnt der Bauer, das obere, gewöhnlich weiß getünchte und sonstwie verzierte gehört den Tauben an, und außerdem errichtet man noch hohe, kuppelförmige Türme einzig und allein dieser Vögel wegen. Auf den Kanarischen Inseln tritt sie, laut Bolle, nicht nur längs der Küsten, sondern auch im Innern der Inseln, wo diese nicht bewaldet sind, in Menge auf, wurde selbst noch in einem Höhengürtel von 2—3000 m über dem Meere angetroffen, auf dem Karste namentlich in unterirdischen, trichterartigen Höhlen (Dolinen), oft tief unter der Oberfläche, in Istrien, Dalmatien, Italien, Griechenland und Kleinasien sowie auf allen griechischen Inseln in Felsenriffen hart am Meere wie auf den höchsten Gebirgen. Sehr häufig, ist sie, laut Hart, in der Grafschaft Donegal in Irland, regelmäßig bewohnt sie verschiedene Gegenden längs der Westküste von Schottland, besonders die Hebriden, Orkney- und Shetlandinseln, die Färöer und das kleine Felseneiland Rennesö bei Stavanger an der Westküste Norwegens, ferner fast alle geeigneten Felsenwände um das Mittelmeer, in Griechenland, ganz Italien, Frankreich, Südspanien. Auf den Färöer ist sie, laut Graba, gemein."

„Bei der Lebensweise der Felsentaube", sagt Brehm, „ist es nicht überraschend, daß diese sich an die Ansiedelungen der Menschen anschloß und bald von ihm als Haustier gezähmt wurde. Suchte sie ihrerseits die Nischen und sonstigen ungestörten, dunkeln Nistorte an den Bauten des Menschen auf, so mag dieser bald aus Gefallen an ihren anmutigen Bewegungen, mehr wohl aber noch wegen der Zartheit ihres Fleisches dazu gekommen sein, diese Tiere an sich zu gewöhnen und mehr oder minder planmäßig zu züchten."

Die älteste Mitteilung über Tauben stammt aus der vierten ägyptischen Dynastie (etwa 3000 v. Chr.). Um 116—28 v. Chr. gab es in Italien außer halbgezähmten Felsentauben auch zahme, meist weiße Tauben. Seit dem 16. Jahrhundert n. Chr. verbreitete sich die Taubenzucht nach Deutschland, England und Frankreich. Wir können auf die Eigenschaften der Taubenrassen und -schläge hier nicht eingehen, erinnern jedoch an die weltgeschichtliche Bedeutung, welche sie dadurch erlangten, daß die von Darwin an ihnen angestellten Züchtungs-, Vererbungs- und Variationsversuche zu einem wichtigen Baustein in der ganzen Abstammungslehre geworden sind.

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. VII, S. 393—408.





24. Felsentaube.

25. Fächertaube, Goura victoria *Fraser.*

Manche Taubenarten fremder Länder gelangen öfter in unsere Käfige und erfreuen sich der Beliebtheit des Publikums, so allen voran die Lachtaube, Streptopelia risoria *Linn.*, deren Vaterland Nordostafrika und Indien ist, ferner die mehr durch eigenartige Färbung als durch Besonderheiten der Gestalt und des Wesens auffallende Dolchstichtaube, Phlogoenas luzonica *Scop.*, endlich die Krontauben (Gattung Goura). Diese Gattung, leicht erkennbar an ihrem Kopfschmuck in Gestalt einer fächerartigen, aufrichtbaren Haube von zerschlissenen Federn, umfaßt, laut Brehm, acht auf Neuguinea und den benachbarten Eilanden heimische Arten, von denen zwei nicht allzu selten in unsere Tiersammlungen gelangen.

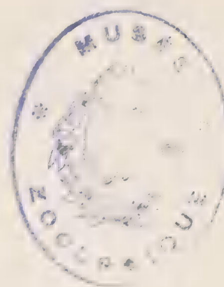
Die Gewöhnliche Krontaube, Goura coronata *Linn.*, erreicht eine Länge von 75 cm und hat ein vorherrschend schiefergraues Gefieder.

„Bei der etwas größeren Fächertaube, Goura victoria *Fraser*", heißt es in „Brehms Tierleben", „herrscht ebenfalls Schieferblau vor; die Unterseite aber ist kastanienrotbraun, die Flügelbinde blaugrau und die breite Schwanzendbinde weißgrau; auch sind die Federn der Kopfhaube nicht einfach zerschlissen, sondern am Ende mit kleinen Fahnen besetzt, welche die Gestalt länglicher Dreiecke haben. Die Iris ist zinnoberrot, der Fuß fleischfarbig.

„‚Die Krontaube', sagt v. Rosenberg, ‚lebt in Menge an der Küste von Neuguinea sowie auf den Inseln Waigiu, Salawati und Misul. In ihrer Lebensweise ähnelt sie den Fasanen, streicht in kleinen Trupps im Walde umher und hält sich gern auf dem Boden.' Wallace hat sie auf Neuguinea oft auf den Waldpfaden umherlaufen sehen; denn sie bringt den größten Teil des Tages auf dem Boden zu, sich hier von herabgefallenen Früchten nährend, und fliegt nur, wenn sie aufgescheucht wird, auf einen der unteren Zweige des nächsten Baumes, den sie auch zum Schlafen wählt. Das Nest besteht, nach Rosenberg, aus lose zusammengefügten Zweigen. Sie wird ziemlich häufig lebendig nach Amboina, Banda, Java und von da nach Europa gebracht, was zu der falschen Annahme geführt hat, daß sie auch auf diesen Inseln zu Hause sei. Die Fächertaube scheint seltener zu sein und bewohnt südlichere Gegenden Neuguineas. Der Tauber gibt, wie Heinroth berichtet, abends ein sehr eigentümliches Tonstück zum besten. Es ist sehr laut und klingt fast genau wie die Musik, die die Papuas mit ihren großen Holztrommeln machen. Es wird im Spondeentakt vorgetragen.

„Auch gegenwärtig noch sieht man lebende Krontauben am häufigsten in den holländischen Tiergärten. Sie halten sich bei einfacher Nahrung recht gut, überstehen in geschützten Räumen den Winter leicht und schreiten ziemlich regelmäßig zur Fortpflanzung."

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. VII, S. 428—429.





25. Fächertaube.

26. Straußkuckuck, Cuculus glandarius *Linn.*

Die Ordnung der Kuckucksvögel (Cuculiformes) umfaßt die Kuckucke (Cuculi) und die Papageien (Psittaci). In der erstgenannten Unterordnung finden wir zwei Familien, die echten Kuckucke (Cuculidae) und die Pisang- oder Bananenfresser (Musophagidae). Nahe verwandt mit unserem Kuckuck oder Gauch, Cuculus canorus *Linn.*, ist der Straußkuckuck, Coccystes glandarius *Linn.*, den unsere Tafel darstellt, ein Vogel, der, zufolge Brehm, in seinem Wesen und Betragen mit seinen deutschen Verwandten wenig gemein hat und als seinen Ruf ein lachendes, elsterartiges Geschrei wie „kiau kiau" und „kerk kerk" vernehmen läßt, aber unserem Kuckuck darin gleicht, daß er seine Eier in fremde Nester legt.

Über die Verbreitung des Straußkuckucks lassen wir im übrigen Brehm sprechen: „Als das eigentliche Vaterland des Straußkuckucks ist Afrika anzusehen. In Ägypten und Nubien ist er stellenweise häufig, ebenso in Westafrika, in dem benachbarten Arabien und Palästina wenigstens nicht selten, in Persien in einzelnen Jahren überaus zahlreich, in anderen auffallend spärlich vertreten, in Algerien findet er sich ebenfalls. In Spanien, Portugal, auf Cypern und in Kleinasien ist er Brutvogel und besucht von hier aus das übrige Südeuropa dann und wann. Wahrscheinlich wird er in ganz Südeuropa an geeigneten Stellen fast alljährlich bemerkt; wenigstens erschien er nach meinen Erfahrungen während der Zugzeit regelmäßig bei Alexandria, wo man ihn sonst nicht antrifft. Nach Deutschland verfliegt er sich wohl sehr selten; doch sind wenigstens zwei Fälle bekannt, daß er hier erlegt wurde. Seine Winterreise dehnt er bis in den östlichen Sudan aus, wo ich ihn wiederholt erlegt habe. Übrigens wandern unzweifelhaft nur die in Europa ansässigen so weit nach Süden hinab; denn die in Ägypten wohnenden verlassen ihr Vaterland in den unserem Winter entsprechenden Monaten nicht.

„In Ägypten bevorzugt der Straußkuckuck kleine Mimosenhaine, wie sie sich hier und da im Niltale finden. Ein Wäldchen, das man in einer Viertelstunde umgeht, kann unter Umständen acht bis zehn Stück beherbergen, während man sonst viele Kilometer durchreist und durchjagt, ohne einen einzigen zu bemerken. In Palästina, wo der Straußkuckuck vielleicht ebenso häufig vorkommt wie in Ägypten, bewohnt er, laut Tristram, dünn bestandene Waldungen, besonders Eichengehölze, erscheint in ihnen nicht vor Ausgang Februar und verläßt sie mit Bestimmtheit um die Mitte des Herbstes wieder. Ähnliche Örtlichkeiten sind es auch, die ihm in Spanien Herberge geben, wogegen er im Inneren Nordostafrikas, nach Heuglin namentlich am Gazellenflusse, weite, grasreiche Ebenen und Weidelandschaften, die mit lichtem, niedrigem Gebüsch bestanden sind, zu bewohnen pflegt. In Niederguinea treibt er sich nach den Beobachtungen der Mitglieder der Güßfeldtschen Loango-Expedition in den Gehölzen und Buschwäldchen der Savanne herum, und zwar wurde er vorzugsweise gesehen, wenn er schnellen und gewandten Fluges gleich einem Falken zwischen den Baumwipfeln hinstrich. Die Wüste und höhere Gebirge meidet der Straußkuckuck aus leicht erklärlichen Gründen, und auch in der baumlosen Steppe fühlt er sich nicht heimisch."

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. VII, S. 447—448.





26. Straußkuckuck.

27. Allfarblori, Trichoglossus novae-hollandiae *Gmel.*

Als erste Familie der **Papageien** (Psittaci) haben wir die **Pinselzüngler** (Trichoglossidae) zu verzeichnen, so genannt, weil ihre Zungenspitze pinselartig mit feinen Hornfasern besetzt ist. Zu diesen Vögeln gehören unter anderen die **Nestorpapageien** (Nestorinae) Neuseelands mit dem **Kaka** (Nestor meridionalis *Gmel.*) und dem größeren, in unseren Tiergärten heutzutage nicht seltenen **Kea** (Nestor notabilis *Gould*), dem olivengrünen, fleischfressenden und Schafe anfallenden Papagei. Ferner gehören hierher die **Loris** (Loriinae).

„Am häufigsten", sagt Brehm, „sieht man in unseren Käfigen wohl den **Allfarb- oder Gebirgslori**, **Warie** der Eingeborenen von Neusüdwales, **Guril** derer von Botanybai, Trichoglossus novae-hollandiae *Gmel.*, eine der größten Arten der Gattung. Kopf, Backen und Kehle sind lilablau, Hinterhals, Mantel, Bürzel und Schwanz dunkel grasgrün, die Federn des Oberrückens in der Mitte gelb, an der Wurzel rot, die des Nackens, die ein verwaschenes Halsband bilden, gelbgrün, Kropf, Brust und untere Flügeldecken schön zinnoberrot, unregelmäßig und breit dunkler und lichter quer gewellt, die Brustseiten hochgelb, die Bauchfedern dunkelblau, an der Wurzel rot, die der Bauchseiten rot mit blauem Endfleck, Schenkel, Schienbein, Aftergegend und untere Schwanzdeckfedern grasgrün, die Schwingen innen schwarz, in der Mitte durch einen breiten, gelben Fleck gezeichnet, die Schwanzfedern innen zitrongelb, gegen die Wurzel hin etwas ins Rote spielend. Die Iris ist orangerot, der Schnabel blutrot, die Wachshaut dunkelbraun, der Fuß braunfahl. Die Gesamtlänge beträgt 30, die des Flügels 17, die des Schwanzes 14, die des Schnabels 1,7 cm.

„Der Allfarblori ist über das östliche Australien von Kap York bis Victoria verbreitet und kommt ebenso auf Tasmanien vor. Hier lebt der prachtvolle Vogel in Menge, weil die Blüten der Gummibäume ihm überreichliche Nahrung bieten. Er ist aber auch so ausschließlich auf die Gummiwälder beschränkt, daß er in anderen gar nicht gesehen wird. Bäume, die erst kürzlich ihre Blüten geöffnet haben, werden allen anderen vorgezogen, weil sie an Honig und Blütenstaub am reichsten sind. Der Anblick eines Waldes dieser blütenbedeckten Gummibäume, auf denen sich außerdem noch mehrere Arten Honigvögel und andere Papageien umhertreiben, ist nicht mit Worten wiederzugeben. Oft sieht man drei bis vier Arten der Gattung auf demselben Baume beschäftigt und manchmal gemeinschaftlich die Blüten desselben Zweiges berauben. Noch weniger ist es möglich, die tausendstimmig lärmenden Töne und die Schreie dazwischen zu beschreiben, wenn etwa ein Flug sich mit einem Male von einem Baume erhebt, um in einen anderen Teil des Waldes überzugehen. Solche Schwärme muß man selbst gesehen und gehört haben, wenn man sich eine klare Vorstellung machen will.

„Über das Fortpflanzungsgeschäft vermochte Gould eigene Beobachtungen nicht zu sammeln, erfuhr jedoch durch die Eingeborenen, daß der Allfarblori 2 Eier in Höhlungen der höchsten Gummibäume lege und vom Juli bis September brüte.

„‚Das Wesen des Allfarbloris', bemerkt Linden, ‚ist viel lebhafter als das der Breitschwanzloris: man kann es geradezu als stürmisch bezeichnen. Meine Vögel befanden sich stets in einer gewissen Aufgeregtheit und durften deshalb nicht in einer sogenannten Vogel- oder Papageienstube gehalten werden, weil es ihnen hier viel zu laut hergeht, sie zu leicht erschrecken, dann blindlings umherfliegen und häufig das Opfer ihrer Aufgeregtheit werden. Der Flug ist reißend schnell und wird stets mit lautem Gekrächze begleitet. Zum Boden herab kommen sie nur, wenn sie das Bedürfnis fühlen, sich zu baden. Ihre Stimmlaute lassen sich schwer beschreiben, denn sie sind ein Mittelding zwischen Pfeifen und Krächzen, aber gellend und durchdringend.'"

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. VIII, S. 28—29.





27. Allfarblori.

28. Ararauna, Ara ararauna *Linn.*

Als zweite und umfangreichste Familie der Papageien haben wir die Eigentlichen Papageien (Psittacidae) zu verzeichnen. Zu ihnen gehören außer den weniger bekannten, durch ihre Größe nahezu dem Uhu gleichkommenden Eulenpapageien (Stringopinae) Neuseelands zwei weit bekannte Unterfamilien, die Kakadus (Cacatuinae), ausgezeichnet durch die aufrichtbare Federhaube auf dem Kopfe, und die Sittiche (Psittacinae). Zu den größten unter den letztgenannten gehören die 19 Arten der Aras oder Araras, meist zur Gattung Ara gehörig, und unter ihnen sind außer dem selteneren, herrlichen, kobaltblauen Hyazinth-Ara Brasiliens, Anadorhynchus hyacinthinus *Lath.*, vor allem drei häufige Vögel zu nennen: 1) die in Südamerika und Mexiko weit verbreitete Arakanga, Ara macao *Linn.* (coccinea), mit großenteils scharlachrotem Gefieder, doch himmelblauem Rücken, Bürzel und Steuerfederenden und berlinerblauen Hand- und Armschwingen nebst Deckfedern und Eckflügel. Oberflügeldecken und Schulterfedern sind bei ihm orangegelb mit grünem Endfleck, während diese Teile bei der sehr ähnlichen 2) Grünflügelara, Ara chloroptera *Gray*, grün sind. Sie vertritt die Arakanga in Mittel- und Südbrasilien, verbreitet sich aber auch weit nach Norden, Süden und Westen hin. 3) Eine dritte, ebenfalls sehr häufige Art ist die Ararauna, Ara ararauna *Linn.* (caerulea), die auf unserer Tafel dargestellt ist. Ihr Verbreitungsgebiet stimmt mit dem der Arakanga überein.

„Gefangene Aras", berichtet Brehm, „scheinen von jeher Lieblingstiere der Indianer gewesen zu sein. ‚Mit reger Teilnahme', sagt Humboldt, ‚sahen wir um die Hütten der Indianer zahme Araras, die auf den Feldern umherflogen wie bei uns die Tauben. Diese Vögel sind eine große Zierde der indianischen Hühnerhöfe; sie stehen an Pracht den Pfauen, Goldfasanen, Baumhühnern und Hokkos nicht nach. Schon Kolumbus war die Sitte aufgefallen, Papageien, Vögel aus einer dem Hühnergeschlechte so fern stehenden Familie, aufzuziehen; und gleich bei der Entdeckung Amerikas hatte er beobachtet, daß die Eingeborenen auf den Antillen statt Hühner Araras oder große Papageien essen.'

„Etwas Gefährliches bleibt es immer, Aras um sich zu haben; denn nur zu oft gebrauchen sie ihren furchtbaren Schnabel in unerwünschter Weise. Doch gibt es einzelne, die sehr zahm werden. Aras unterscheiden scharf zwischen Bekannten und Fremden, beweisen ihrem Pfleger Anhänglichkeit, zeigen sich Fremden gegenüber oft launisch und selbst tückisch, verlangen daher immer eine vorsichtige Behandlung. Der Wärter wird freudig begrüßt und darf sich alles mit ihnen erlauben; anderen gegenüber nehmen sie gewöhnlich eine zornige Miene an, indem sie die Kopffedern sträuben und den Schnabel in verdächtiger Weise bewegen.

„Aras lernen selten so gut sprechen wie andere Papageien, entbehren jedoch durchaus nicht aller Begabung hierzu. Siedhof besaß eine Ara, die eine große Befähigung zum Sprechen entwickelte, und zwar unter der alleinigen Leitung einer zahmen Elster, die sehr gut sprach. Mehr als vier Monate nach dem Empfang war die Ara bis auf das entsetzliche Schreien vollständig stumm. Da mußte sie einst an eine andere Stelle gebracht werden, wo sie jener unaufhörlich schwatzenden Elster gegenüber hing. Sie hatte dort gerade zehn Tage gehangen, als sie begann, der Elster alles nachzusprechen.

„Zweckmäßig gepflegte Aras erreichen in Gefangenschaft ein hohes Alter. Azara verbürgt die Wahrheit einer Angabe, daß eine Ara 44 Jahre in einer Familie lebte, zuletzt aber altersschwach wurde und schließlich nur gekochten Mais zu verdauen vermochte. Einer Angabe Bourjots zufolge soll im Jahre 1818 ein Pärchen Ararаunas, das in Caen gefangen gehalten wurde, auch genistet haben."

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. VIII, S. 74—75.





28. Ararauna.

29. Jako, Psittacus erithaceus *Linn.*

Die Gruppe der **Graupapageien** enthält nur neun Arten, die Afrika nebst Madagaskar und die benachbarten Inseln sowie Neuguinea bewohnen. Ein allgemein bekannter Vogel, der **Jako**, Psittacus erithaceus *Linn.*, ist der gelehrigste aller Papageien. Er ist in großen Teilen des westlichen und inneren Afrikas in zusammenhängenden größeren Waldungen sehr häufig. Durch dunkleres Gefieder unterscheidet sich von ihm der kleinere Psittacus timneh *Fraser* Liberias und der Sierra Leone.

„Der Jako", sagt Brehm, „ist einer der beliebtesten aller Stubenvögel und verdient die Gunst, die er genießt: seine Sanftmut, Gelehrigkeit und Anhänglichkeit an seinen Herrn sind wahrhaft bewundernswert. Sein Ruhm wird sozusagen in allen Sprachen verkündigt; von ihm erzählt jede Naturgeschichte, ja jedes Buch überhaupt, das sich mit dem Tierleben beschäftigt. Eine Menge anmutiger Geschichten von ihm sind aufgezeichnet worden.

„Gefangene Jakos schreiten selten zur Fortpflanzung. Doch sind einige Fälle bekannt, daß sie auch im engen Gebauer legten, brüteten und Junge zogen. Schon Buffon berichtet von einem Pärchen, das 5—6 Jahre nacheinander jedesmal 4 Eier legte und seine Jungen regelmäßig aufbrachte. Auch Labac erzählt ähnliches, und neuerdings hat Buxton an seinen frei fliegenden Jakos erfahren, daß sie in einer Baumhöhlung drei Junge aufzogen. Eins von diesen starb; die beiden anderen aber flogen lustig mit den übrigen Papageien, die Buxton aussetzte, umher und fanden sich mit ihnen jeden Morgen am Futternapf ein.

„Zweckmäßig gepflegte, möglichst einfach gefütterte Jakos erreichen ein hohes Alter; ein dem Kaufmann Minninck-Huysen in Amsterdam gehöriger hatte, bevor er durch Erbschaft seinem späteren Besitzer zufiel, bereits 32 Jahre in der Gefangenschaft gelebt und hielt dann noch 41 Jahre aus. Vier bis fünf Jahre vor seinem Ende wurde er altersschwach. Seine Lebhaftigkeit und seine Fähigkeiten, namentlich sein Gedächtnis, nahmen ab und schwanden endlich gänzlich dahin. In den letzten zwei Jahren konnte er nicht mehr auf seiner Stange sitzen, sondern nur noch auf dem Boden hocken. Zuletzt war er nicht mehr imstande, selbst zu fressen und mußte geatzt werden. Auch seine Mauser vollzog sich in den letzten Jahren seines Lebens nur sehr unvollkommen. Altersmatt und schwach, ging er ganz allmählich ein."

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. VIII, S. 84—87.





29. Jako.

30. Grünedelpapagei, Eclectus pectoralis *Müll.*

Auf Neuguinea und den benachbarten Inseln leben die Edelpapageien (Gattung Eclectus), ziemlich große Vögel, bei denen man früher teils rote, teils grüne Arten unterscheiden zu müssen glaubte, bis man erkannte, daß die grünen Vögel regelmäßig die männlichen, die roten die weiblichen sind. Man zählt gegenwärtig sieben Arten der Gattung.

Die auf unserer Tafel dargestellte Art, der Grünedelpapagei, Eclectus pectoralis *Müll.*, ein stattlicher Vogel, der an Größe den Jako merklich übertrifft, wurde auf Ternate, Halmahera, Batjan, Neuguinea, Guebe, Waigiu und Mysol beobachtet. Ein Fleck an den Brustseiten des grasgrünen Männchens sowie seine Achseldeckfedern und unteren Flügeldecken haben scharlachrote, die Eckflügel und die kleinen Deckfedern längs des Unterarms hellblaue, die innen schwarz gerandeten Handschwingen indigoblaue, die außen bis über die Wurzelhälfte grünen Armschwingen dunkelblaue, die hinteren grüne Färbung. Die äußeren Schwanzdeckfedern sind jederseits dunkel indigoblau, innen schwarz gerandet, die vierte und fünfte nur am Ende blau, im übrigen aber grün wie die beiden Mittelfedern. Die Iris des Auges ist orangegelb, der Oberschnabel korallenrot, an der Spitze wachsgelb, der Unterschnabel wie die Füße schwarz. Bei dem Weibchen sind Kopf, Hals, Brust und Unterschwanzdecken scharlachrot, Rücken, Flügel, Schwanz und Steiß kirschrot; die Schwanzspitze ist hellrot, Augenringe und eine Nackenbinde, Bauch, Flügelrand und Unterflügeldecken blau; der Schnabel schwarz.

Über das Freileben der Edelpapageien insgemein fehlen uns noch immer Berichte. In der Gefangenschaft gehören sie nicht zu den besonders anziehenden Gliedern ihrer Ordnung. „Ihre Farbenpracht fesselt das Auge, ihr ernstes, um nicht zu sagen trauriges Wesen unterstützt den ersten Eindruck jedoch in keiner Weise. Auch sie werden leicht zahm oder kommen, wie alle australischen Vögel überhaupt, bereits bis zu einem gewissen Grade gezähmt, freilich oft auch verdorben, in unsere Hände, sind hingebend gegen Pfleger, die ihr anfängliches Mißtrauen zu besiegen wußten, und lernen auch sprechen. Hinfällig oder nicht so widerstandsfähig wie andere Arten gleicher Größe, ertragen sie die Gefangenschaft selten lange und gehen oft aus nicht erkennbaren Ursachen plötzlich ein. Fortpflanzung im Käfig hat bisher nur sehr vereinzelt stattgefunden.“

Vgl. „Brehms Tierleben“, 4. Aufl., Bd. VIII, S. 88—89.





30. Grünedelpapagei.

31. Blaurake, Coracias garrulus *Linn.*

Die große Ordnung der Rakenvögel umschließt als in Deutschland vertretene Unterordnungen 1) die Raken (Coraciae), 2) die Eulen (Striges), 3) die Nachtschwalben (Caprimulgi), 4) die Seglervögel (Cypseli), 5) die Spechtvögel (Pici).

In der Unterordnung der Raken finden sich die bei uns durch je eine Art vertretenen Familien der Eigentlichen Raken (Coraciidae), Eisvögel (Alcedinidae), Bienenfresser (Meropidae) und Hopfe (Upupidae).

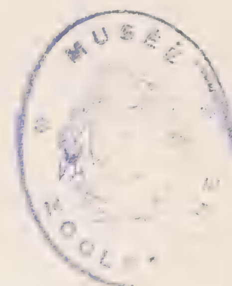
Unsere Blaurake oder Mandelkrähe, Coracias garrulus *Linn.*, „ist mit so prachtvollen Farben geziert, daß sie manchem schön befiederten Bewohner der Tropenländer in dieser Hinsicht an die Seite gestellt werden kann“ (Naumann), entbehrt jedoch im Gegensatz zum Eisvogel (Alcedo ispida *Linn.*) metallischer Farben. Männchen und Weibchen sind in der Färbung nicht unterschieden, die Jungen aber noch minder lebhaft gefärbt. Den schönsten Anblick gewährt die Blaurake beim Fluge über weite grüne Flächen, wobei die Unterseite der Flügel, die an Färbung gegenüber der Oberseite nicht zurücksteht, zur Geltung gelangt. Der ganze Vogel wirkt dann als ein schimmerndes Blau.

Das Verbreitungsgebiet der Blaurake erstreckt sich, laut Brehm, von Skandinavien südwärts durch ganz Europa, Mittel- und Südasien und ganz Afrika. Selten ist sie in England, Holland, Norwegen, Schweden, Finnland und Nordrußland. Auf Malta und namentlich auf Korfu erscheint sie zur Zugzeit in größerer Menge. Bei uns trifft sie erst in den letzten Tagen des April ein und begibt sich im August schon wieder auf die Reise. Sie bevorzugt ungestörte, menschenferne Örtlichkeiten und brütet bei uns nur in hohlen Bäumen, während sie in Südeuropa, wo sie solche seltener findet als bei uns, sich auch an alte Ruinen und verlassene Gemäuer, Erdwände oder Felsklippen gewöhnt. Das Gelege, aus 4—5 glänzend weißen Eiern bestehend, wird von beiden Geschlechtern abwechselnd bebrütet.

Die Nahrung der Blaurake besteht in Kleingetier vom Würmchen bis zum Frosch und zur Eidechse, auch verschmäht sie eine Maus und einen kleinen Vogel nicht. Pflanzennahrung, und zwar Beeren, keineswegs Getreide, wie gefabelt wird, nimmt sie bei uns wohl nur höchst selten zu sich, doch sollen in Griechenland die Feigen ihre Lieblingskost bilden. Wasser scheint für sie kein Bedürfnis zu sein, noch nie sah man sie saufen oder baden, wie man sie denn auch mitten in der wasserlosen Steppe oder Wüste sich umhertreiben sieht.

Manches an der Lebensweise der Blaurake verhält sich im einen Teile ihres Verbreitungsgebietes wesentlich anders als im anderen; in Deutschland ist sie z. B. scheuer als in südlichen Gegenden. „Schon in der Ferne“, schildert Naumann, „zeichnet sich dieser Vogel durch seine prächtigen Farben, aber auch durch ein außerordentlich scheues Wesen vor vielen anderen aus, immer ist er unstet und flüchtig, von Baum zu Baum. Sonnenschein ist ihm sehr angenehm, bei Regenwetter ist er dagegen still und traurig. Sein Flug ist schnell, ungemein leicht und ähnelt dem einer Taube. — Mit seinesgleichen soll der Vogel sehr zänkisch sein, dennoch oft zu mehreren Paaren in einem Bezirke brüten.“

Vgl. „Brehms Tierleben“, 4. Aufl., Bd. VIII, S. 121—126.





31. Blaurake.

32. Scharlachspint, Merops nubicus *Gmel.*

Wie bei den Raken (Coraciidae), so gibt es auch bei den Eisvögeln (Alcedinidae) viele Arten mit prächtig gefärbtem Gefieder, darunter unseren teils metallisch, teils seidig blaugrün schimmernden Eisvogel, Alcedo ispida *Linn.*, das dem Fischer vielleicht doch manchmal über Gebühr verhaßte „blitzende Juwel unserer Gewässer".

An Metallglanz, nicht aber an Farbenpracht steht hinter dem Eisvogel der Bienenfresser (Merops apiaster *Linn.*) zurück, ein deutscher Vertreter der gleichfalls farbenreichen Familie der Meropidae oder Bienenfresser; seine Unterseite ist meerblau, die oberen Schwanzdecken und die Handschwingen grünblau; außerdem leuchten vielfach braune, rostfarbene sowie schwarze, weiße und an der Kehle gelbe Töne aus seinem Gefieder hervor, und Füße und Schnabel sind rot. Man hat den im Süden heimischen Vogel öfter in Deutschland beobachtet, ja mitunter hat er hier gebrütet, doch hat sich der auffallende und für den Bienenzüchter leicht schädlich werdende Vogel teilweise wohl infolge der Nachstellungen durch den Menschen bei uns nie einbürgern können.

Nicht ihn können wir hier im Bilde vorführen, aber seinen afrikanischen Gattungsgenossen, den Scharlachspint, Merops nubicus *Gmel.*, der an der Ostküste Afrikas, zuweilen sehr häufig, zuweilen nur einzeln beobachtet wird. Einen wundervollen Anblick soll es gewähren, wenn eine Schar dieser Vögel Bäume und Büsche vollständig bedeckt. Sein Nest legt er gleich dem Eisvogel und Bienenfresser in tiefen, selbstgegrabenen Höhlen an. Seine Nahrung besteht teilweise aus Insekten, namentlich Heuschrecken, die er, auf Rindern, Eseln, ja sogar auf Störchen sitzend, erspäht und im Fluge verzehrt. Ein Steppenbrand zieht neben den auf Lurche und Kerbtiere Jagd machenden Falken auch diese Bienenfresser an, da sie in den durch den Brand aufgescheuchten kleineren Tieren reichliche Beute finden. Aus der lebendigen Schilderung dieses Schauspiels, wie sie Brehm gibt, seien hier nur wenige Worte angeführt: „Sie stürzen sich aus hoher Luft herab ohne Bedenken durch den dichtesten Rauch, streichen hart über den Spitzen der Flammenlinie dahin, erheben sich wieder, verzehren die erfaßte Beute und verschwinden von neuem in den Rauchwolken; Heuglin sagt, daß der eine oder andere sich gar nicht selten die Schwingen oder Steuerfedern versenge. Ich habe das nie gesehen, kann aber gleichfalls versichern, daß die Vögel in nächster Nähe über den Flammen selbst auf und nieder streichen, und daß man sich jedesmal wundert, wenn man sie nach einer ihrer kühnen Schwenkungen wieder heil und unversehrt emporkommen sieht."

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. VIII, S. 163—165.


MUSÉE
ZOOLOGIQUE



32. Scharlachspint.

33. Hornrabe, Bucorax caffer *Bocage.*

In der Familie der Hopfe (Upupidae) treffen wir die zahlreichen, durchgehends für uns ausländischen Nashornvögel (Buceratinae), unter ihnen den gegenüber manchen seiner Verwandten nicht so sehr durch seinen Schnabelaufsatz (der nämlich bei anderen Arten viel größer ist) als vielmehr durch seine Gesamterscheinung auffallenden Kaffern-Hornraben, Bucorax caffer *Bocage*, einen Bewohner Süd- und Ostafrikas sowie Angolas.

„Der Vogel", sagt Brehm, „ist eine so auffallende Erscheinung, daß ihn jeder Eingeborene kennt. Bei Erregung gebärdet sich namentlich das Männchen sehr sonderbar, breitet seinen Schwanz aus und legt ihn wieder zusammen, ganz nach Art des Truthahns, bläst seinen Kehlsack auf, schleift seine Flügel auf dem Boden und gibt sich überhaupt ein gewaltiges Ansehen. Die englischen Kolonisten in Südafrika nennen ihn auch ‚wilden Truthahn'. Der Gang ist rabenartig schreitend, aber etwas wackelnd, während die übrigen Arten von Nashornvögeln mit beiden Beinen zugleich hüpfen — diese sind Baumvögel, er aber ist ein Bodenbewohner. Der Flug ist keineswegs schwach, wie behauptet wird, sondern im Gegenteil schön und leicht, auch auf große Strecken hin schwebend, sobald der Vogel erst eine gewisse Höhe erreicht hat. Doch liebt es auch der Hornrabe nicht, in einem Zuge weite Strecken zu durchmessen, sondern fällt, aufgescheucht, bald wieder ein. Wie die Gebrüder Woodward sagen, wechselt er häufig zwischen Laufen und Fliegen ab. Sind Bäume in der Nähe, so wendet er sich zunächst diesen zu und späht von der Höhe aus umher. Erscheint ihm etwas bedenklich, so erhebt er sich hoch auf den Füßen und schaut mit geöffnetem Schnabel ängstlich den Ankommenden entgegen. Der erste Laut, der von einem ausgestoßen wird, gibt dann das Zeichen zur Flucht für die ganze Gesellschaft. Scheu und vorsichtig ist er unter allen Umständen, und deshalb hält es stets schwer, sich ihm zu nahen. Selbst beim Futtersuchen wählt er sich am liebsten solche Stellen, die nach allen Seiten hin freie Umschau gestatten.

„Im allgemeinen stellen die Eingeborenen Afrikas dem Hornraben nicht nach, weil sie sein Fleisch nicht zu verwerten, den erbeuteten überhaupt nicht zu benutzen wissen. Hiervon machen, soviel mir bekannt ist nur die Bewohner Schoas eine Ausnahme, da unter ihnen, laut Heuglin, die Federn als gesuchter Schmuck tapferer Krieger gelten und von denen getragen werden, die einen Feind erschlagen oder ein größeres Jagdtier getötet haben. Hier und da soll der Vogel zu den heiligen, in Abessinien dagegen, laut Lefebvre, zu den unreinen Tieren gezählt werden. In Kordofan wird er in eigentümlicher Weise gejagt. ‚Man pflegte den Hornraben', sagt Rüppell, ‚für mich regelmäßig lebend einzufangen, indem man ihn durch stetes Nachjagen zu Pferde so lange verfolgte, bis er, aufs äußerste ermüdet, sich nicht mehr aufschwingen konnte.'

„Wie der jüngere Sclater berichtet, glauben die Eingeborenen in ganz Südafrika, der Vogel besitze Zauberkräfte, die mit dem Regenmachen zusammenhängen. Wenn es lange nicht geregnet hat, binden die Kaffern im südöstlichen Afrika einem gefangenen Hornraben einen Stein um den Hals und werfen ihn ins Wasser. Ihr Gedanke dabei ist, der Hornrabe, der widerlich riecht, werde das Wasser ‚krank' machen, und es würden, um wieder normale Verhältnisse herbeizuführen, große Regenmassen fallen. Die Gebrüder Woodward erzählen, der Hornrabe schreie allerdings oft vor dem Regen, und daher vermuteten die Eingeborenen, er rufe den Regen herbei. Auch glauben sie, wenn ein Hornrabe in der Nähe ihres Krals getötet würde, so stünde ihnen ein Unglück bevor."

Seiner Ernährungsweise nach ist der Hornrabe ein Allesfresser, der so wenig Erdnüsse oder Pflanzenwurzeln wie ein Chamäleon oder eine Ratte verschmäht. Seine Stimme ist ein dumpfes „Bu" oder „Hu". Sein Nest legt er in hohen Bäumen an. Es enthält kleine rauhschalige weiße Eier.

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. VIII, S. 172—175.





33. Hornrabe.

34. Wiedehopf, Upupa epops *Linn.*

Der einzige deutsche Vertreter der Hopfe, unser Wiedehopf, Upupa epops *Linn.*, auch Kotvogel geheißen, das Urbild der Upupinae, bewohnt Mittel- und Südeuropa, Sibirien und China, Westasien und Nordafrika, und kann in Deutschlands Ebenen als ein häufiger Vogel gelten, der in den letzten Tagen des März erscheint und Ende August oder Anfang September uns wieder verläßt. Hierzulande bevorzugt er Wiesen mit vereinzelten Bäumen oder kleinen Wäldern, während er in Südeuropa, laut Brehm, Weinbergen den Vorzug gibt und in Afrika in den Dörfern und selbst in den Städten als Gehilfe der Geier den Reinigungsdienst versieht.

In Deutschland ist der Vogel scheu, und schon eine vorüberfliegende Schwalbe soll ihn in Aufregung versetzen, wie man aus dem schnellen Entfalten der Federhaube schließt. Das Spiel der Federhaube, welches auch beim Ertönen seiner Stimme, zuweilen bei dem unruhig aussehenden Fluge vonstatten geht, trägt viel zu dem anziehenden Aussehen dieses Vogels bei.

„Kerbtiere mancherlei Art", berichtet Brehm, „die der Wiedehopf vom Erdboden auflieſt oder mit seinem langen Schnabel aus Löchern hervorzieht und herausbohrt, bilden seine Nahrung. Mist- und Aaskäfer, Schmeißfliegen, Larven und andere kotliebende Kerfe scheint er zu bevorzugen, verschmäht aber auch Mai-, Brach- und Rosenkäfer, Heuschrecken, Heimchen, Ameisenpuppen, Raupen usw. nicht. Seine Beute zieht er mit viel Geschicklichkeit aus den verborgensten Schlupfwinkeln hervor und erschließt sich solche oft mit großer Anstrengung. ‚Wo er den Mist der Herden und des Wildes durchsucht', sagt Naumann, ‚oder wo er sonst eine Zeitlang den Maikäfern nachgegangen ist, sieht man eine Menge kleiner Löcher, die er mit seinem weichen Schnabel in den Boden gebohrt hat. Aber dieser dient ihm auch zum Töten der größeren Käfer und zum Abstoßen der harten Flügeldecken, Füße und Brustschilder. Er stößt einen Käfer so lange mit dem Schnabel gegen den Boden, bis jene Teile abspringen, und wirft ihn dann so zubereitet in den Schlund hinab, um ihn verschlingen zu können.' Der Schnabel ist gut zum Ergreifen; um aber die erfaßte Beute hinabzuwürgen, ist es unbedingt nötig, sie vorher in die Höhe zu schleudern und dann aufzufangen. Junge, noch kurzschnäbelige Wiedehopfe werden von den Alten sehr lange gefüttert. Man muß sie deshalb, wenn man sie heranziehen will, stopfen; sonst verhungern sie, weil sie buchstäblich nicht imstande sind, das mit dem Schnabel Erfaßte auch zu verschlingen. Letzteres lernen sie erst mit der Zeit. ‚Das Fressen', bemerkt Marshall, ‚ist für einen Wiedehopf durchaus keine leichte Sache. Der Vogel ist genötigt, alles, was er verzehren will, und wäre es die kleinste Ameisenpuppe, erst in die Höhe zu werfen und dann wieder aufzufangen. Kommt bei diesem Manöver ein Insekt der Quere nach in den Schnabel zu liegen, so muß er sich zu einer Wiederholung bequemen, denn die Happen wollen bei ihm nur rutschen, wenn sie ihrer Längsrichtung nach in den Schnabel geraten. Der Wiedehopf wird durch den langen, dünnen, nur durch schwache Muskulatur bewegten Schnabel zu dieser eigentlich recht umständlichen Freßweise gezwungen. Es ist aber für die Erlangung seiner Beute für ihn wichtiger, daß seine Fangpinzette lang und schlank und nicht, wie etwa ein Papageienschnabel, als Nußknacker entwickelt ist.'"

In Europa nistet der Wiedehopf am liebsten in Weidenhöhlen — daher sein Name —, seltener in Mauer- oder Felslöchern, die dann weniger mit Halmen als mit etwas Kuhmist ausgepolstert werden. Die 4—7 aus kleinen, länglichen, bräunlichen, weißpunktierten Eiern ausschlüpfenden Jungen stinken fürchterlich wie das ganze Nest, weil die Eltern den Kot ihrer Kinder nicht wegschaffen, dieser vielmehr in Fäulnis übergeht und vermengt wird mit dem widerlich riechenden, in der Brutzeit besonders reichlich fließenden Abscheidungsprodukt der Bürzeldrüse des Weibchens. Der Gestank, der den Jungen nach dem Ausfliegen übrigens noch wochenlang anhaftet, lockt Mengen von Fliegen an, so daß das Nest schließlich von Fliegenmaden wimmelt, hält dagegen Katzen und wohl auch andere Raubtiere von der Brut fern und ist somit gleich dem Geruch der Wanzen und vieler Käfer ein wirksames Schutzmittel.

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. VIII, S. 190—194, 2 Tafeln.





34. Wiedehopf.

35. Uhu, Bubo bubo *Linn.*

Die bekanntesten deutschen Eulenarten sind außer dem **Uhu**, Bubo bubo *Linn.*, die sonstigen **Ohreulen**, wie die **Zwergohreule**, Scops scops *Linn.*, **Sumpfohreule**, Asio accipitrinus *Pall.*, und die **Waldohreule**, Asio otus *Linn.*, nicht minder die **Schleiereule**, Strix flammea *Linn.*, der **Waldkauz** oder **Baumkauz**, Syrnium aluco *Linn.*, der **Steinkauz**, Athene noctua *Scop.*, ferner als nordische Gäste der **Rauhfußkauz**, Nyctala tenguralui *Gmel.*, die **Sperbereule**, Surnia uluta *Linn.*, und die **Schneeeule**, Nyctea nyctea *Linn.*

Der **Uhu**, der durch Sagen verherrlichte König der Nacht (obschon auch aufgeschreckte Wasservögel, z. B. Gänse, einen Teil der nächtlichen Geisterjagdmusik vollführen), ist über das nördliche Gebiet der Alten Welt verbreitet. „In Deutschland", sagt Brehm, „zwar in vielen Gegenden ausgerottet, findet er sich doch noch im bayrischen Hochgebirge und in sämtlichen Mittelgebirgen, ebenso in ausgedehnten und zusammenhängenden Waldungen aller Länder und Provinzen, mit alleiniger Ausnahme einiger Kleinstaaten. Ziemlich häufig tritt er auf in Ostpreußen, zumal im Forste von Ibenhorst, in Westpreußen und Posen, längs der polnischen Grenze, und in Pommern, seltener in Mecklenburg, der Mark, Braunschweig und Hannover, einzeln in Westthüringen, Hessen, Baden und Württemberg, hier und da auch in den Rheinlanden, sogar inmitten stark bewohnter Gegenden. Weit zahlreicher bewohnt er alle Kronländer Österreich-Ungarns, Skandinavien, ganz Rußland, die Donautiefländer, die Türkei und Griechenland, Italien, Spanien und Südfrankreich, ohne daß man ihn jedoch irgendwo gemein nennen könnte; seltener wiederum ist er in Belgien und Dänemark, fast vertilgt in Großbritannien. Nach Malmgren brütet er auf den felsigen, waldlosen Inseln des Eismeeres an Norwegens Küste. In Afrika beschränkt sich sein Wohngebiet auf die Atlasländer, obschon er ausnahmsweise auch in Ägypten vorkommt. In Asien haust er, oder doch der von ihm artlich kaum zu trennende **Blaßuhu**, Bubo turcomanus *Eversm.*"

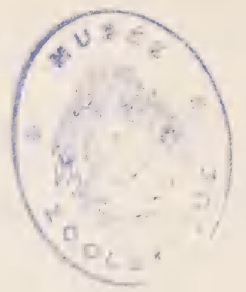
Sein Paarungsruf, das im Frühjahr ertönende dumpfe, weithin hörbare „Buhu", „hallt im Walde schauerlich wider, so daß, wie Lenz sich ausdrückt, ‚abergläubischen Leuten die Haare zu Berge stehen'. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß er an der Bildung der Sage vom wilden Jäger oder ‚wütenden Heer' stark beteiligt ist, daß seine Stimme der ängstlichen Menschheit als das Gebell der Rüden Wodans oder des bösen Feindes oder wenigstens eines ihm verfallenen Ritters erscheinen konnte.

„Daß er Hasen, Kaninchen, Auer-, Birk-, Hasel- und Rebhühner, Enten und Gänse angreift, deshalb also schädlich wird, daß er weder schwache Tagraubvögel, Raben und Krähen, noch schwächere Arten seiner Familie verschont und ebensowenig vom Stachelkleide des Igels sich abschrecken läßt, ist sicher. Es fragt sich kaum, ob er wirklich mehr schädlich als nützlich ist, wenngleich er viele Mäuse und, bietet sich ihm Gelegenheit, auch Ratten fängt." Auch vergreift er sich gelegentlich an größeren Tieren wie einem Hasen, Lamm oder Auerhuhn.

Der Horst des Uhus steht in Felsen-, Erd- oder Mauerhöhlen, auf dem flachen Boden oder im Röhricht und enthält 2—3 rundliche, weiße, 58×49 mm messende Eier.

Bemerkenswert ist die Verwendung des Uhus beim Jagdbetrieb in der „Krähenhütte". „Ein besonderes Nutzobjekt stellt der Uhu für die Nomadenvölker der turkestanischen Steppen dar: wie Alfred Walter erkundete, ‚stehen die Federn des Blaßuhus bei den Kirgisen in Ansehen und werden gern erhandelt. Die Flaum- und Brustfedern werden zum stellenweisen Besatz auf Decken benutzt.'"

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. VIII, S. 237—240.





35. Uhu.

36. Nachtschwalbe, Caprimulgus europaeus *Linn.*

Wie schon manches im Äußeren der hier in Rede stehenden Vögel andeuten kann, sind die Nachtschwalben (Caprimulgi) eine den Eulen sehr nahestehende Unterordnung. Unter den nicht sehr zahlreichen Arten kommt nur ein Vertreter der Ziegenmelker (Caprimulgidae) bei uns vor, die Nachtschwalbe oder der Ziegenmelker, Caprimulgus europaeus *Linn.*

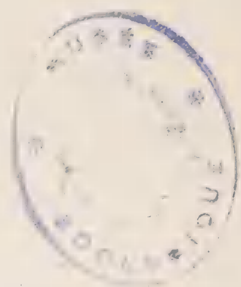
Der Name „Nachtschwalben“ ist, wie Brehm mit Recht sagt, nicht übel gewählt, jedoch kann man nur, insofern es sich um die allgemeinen Kennzeichen handelt, von einer Ähnlichkeit zwischen ihnen und den Schwalben sprechen: genauere Vergleichung der verschiedenen Gruppen ergibt wesentliche Unterschiede. Der Name „Ziegenmelker“ ist keineswegs wörtlich zu nehmen und beruht ebenso wie die leicht noch ominöser aufgefaßten Bezeichnungen „Nachtschatten“ oder gar „Hexe“ auf Verkennung der harmlosen, dem Menschen durch Insektenvertilgung höchstens nützlich werdenden Tätigkeit dieser Vögel. „Der Mensch, der sie kennen lernt, verfolgt sie nicht. Eine solche Schonung wird ihnen jedoch keineswegs deshalb zuteil, weil man ihren Nutzen erkannt hat, sondern viel häufiger, weil man in ihnen unheimliche Vögel sieht, deren Tötung schlimme Folgen nach sich ziehen kann. So denken die Indianer, die Farbigen und Neger Mittelamerikas, nicht viel anders die Spanier und viele afrikanische Volksstämme. Unsere Bauern betrachten die harmlosen Geschöpfe mit entschieden mißgünstigem Auge, weil sie der Ansicht sind, daß jene ihren weiten Rachen zu nichts anderem als zum Melken der Ziegen benutzen könnten. Ungebildete erlegen sie nur zu häufig aus reiner Mordlust.“

Der Flug der Nachtschwalben ist bei Tage flatternd und bis zu gewissem Grade regellos, nachts aber, bei den Jagdzügen des Vogels, sehr viel geschickter, behende, gleitend, obschon gleichfalls wechselreich. Im Fluge werden die Insekten gefangen, unter denen auch große Nachtfalter und Maikäfer als ganze Stücke hinuntergeschluckt werden. Von seinem eigentlichen Wohngebiet, den Wäldern, kommt dabei der Nachtschatten gelegentlich in Dörfer und selbst in Städte hinein. Als Ruhestätte wählt sich der Ziegenmelker selten Bäume, da er in ihnen geeignete Sitzplätze wohl nicht oft findet. Es müssen dies nämlich Stellen sein, wo er der Länge nach sich dem Baumstamme anschmiegen kann, da nur so seine Schutzfarbe ihm zugute kommt. Oftmals läßt sich die Nachtschwalbe dagegen auf dem Erdboden nieder.

Am liebsten unter Büschen, deren Zweige bis tief auf den Erdboden hinabreichen, legt das Weibchen seine zwei nahezu gleichhälftigen gefleckten Eier. Bei afrikanischen Arten ist beobachtet, daß die Eltern bei Gefährdung ihres Geleges je ein Ei im Schnabel davontragen, dicht über dem Erdboden dahinstreichend.

Die Nachtschwalben als Unterordnung wie auch als Gattung sind weit verbreitet, fast kosmopolitisch; unsere deutsche Art verbreitet sich von Sorsele in Norwegen (65° 30′ nördl. Br.) südwärts über ganz Europa und Westasien und besucht im Winter alle Länder Afrikas.

Vgl. „Brehms Tierleben“, 4. Aufl., Bd. VIII, S. 273—286.





36. Nachtschwalbe.

37. Sapphokolibri, Lesbia sparganura *Shaw.*

Die Unterordnung der Segler (Cypseli) enthält als bei uns vertretene Familie die der **Segler** (Cypselidae) mit dem wohlbekannten, wiederum nur äußerlich den bedeutend kleineren Schwalben etwas ähnlichen Mauersegler, Cypselus apus *Linn.*, und dem Alpensegler, C. melba *Linn.*, ferner die durchgehends südamerikanischen, im allgemeinen sehr kleinen, fast bis zur Größe einer Hummel herabgehenden **Kolibris** (Trochilidae). Unter ihnen gibt es nahezu 500 Arten in 118 Gattungen. Als solche seien hier — da die bloßen Namen schon einiges über den Reichtum an zierlichen Gestalten andeuten — genannt: die Riesengnomen, die Edelsteinvögel, die Bergnymphen, die Flaggensylphen, die Schleppensylphen, die Wundersylphen, die Schweifelfen, die Zwergelfen, die Prachtelfen, die Blumenküsser, die Bogenschnäbel, die Schwertschnäbel, die Sonnenkolibris, die Schillerkolibris, die Helmkolibris und die Kolibris schlechthin.

„Im allgemeinen“, sagt Brehm, „darf behauptet werden, daß jede Gegend, ja jede Örtlichkeit ihre eigenen Arten besitze. Die Bergnymphen, die sich in den angegebenen Höhen umhertreiben, verlassen diese nicht, steigen höchstens bis zur unteren Grenze des Gürtels hinab, wenn rauhes Wetter sie dazu nötigt, und die Kolibris der heißen, glühenden Täler, in denen sich kaum ein Luftstrom regt, erheben sich wiederum nicht zu jenen Höhen. Aber nicht bloß einzelne Berge und Täler, sondern auch Wälder und Steppen, ja noch viel beschränktere Örtlichkeiten beherbergen besondere Arten von Kolibris.

„Schon der sehr verschiedene Bau des Schnabels läßt schließen, daß gewisse Arten nur bestimmte Blüten durchsuchen und unfähig sind, andere auszubeuten. Einzelne Arten mögen allerdings nicht besonders wählerisch sein: vom nordamerikanischen Kolibri z. B. behauptet Wilson, daß die Hälfte der Flora seiner Heimat ihm zollen müsse; andere aber beschränken sich nicht bloß auf gewisse Bäume, sondern sogar auf eine gewisse Wipfelhöhe. Vom Zwergkolibri, Mellisuga minima *Linn.*, sagt Gosse, daß er fast nur die Blüten der niederen Pflanzen hart über dem Boden ausbeute. So nimmt es uns auch nicht wunder, wenn wir bemerken, daß manche Inseln ihre besonderen Kolibris beherbergen: so wird eine der beiden auf Juan Fernandez vorkommenden Arten auf dem benachbarten Mas á Fuera nicht gefunden, und der Zwergkolibri verfliegt sich nicht von Jamaica bis nach Cuba. An Fähigkeit, größere Reisen zu machen, fehlt es ihnen nicht: dies beweisen viele Arten zur Genüge; auch findet das Gegenteil von dem eben Gesagten insofern statt, als einzelne Arten sich über den halben Erdteil verbreiten.

„‚Der eigentliche Flug der Kolibris‘, bemerkt Stolzmann, ‚läßt sich gar nicht beobachten. Im Walde werden sie durch ihre blitzartige Schnelligkeit fast unsichtbar, und nur wenn einer in der geraden Richtung unserer Sehlinie auf uns zukommt oder sich von uns entfernt, können wir für einen Augenblick wahrnehmen, wie er, je nachdem, größer oder kleiner zu werden scheint. Ich habe die Kolibris durch das Gewirr der Zweige mit genau derselben Geschwindigkeit, als ob überhaupt gar keine Hindernisse vorhanden wären, dahinfliegen sehen. Die Genauigkeit und Sicherheit des Fluges ist fast unbegreiflich für ein so kleines Vögelchen, das während einer Sekunde seine Richtung blitzschnell wechselt, und gerade hierin liegt seine größte Meisterschaft. Außer dieser Schnelligkeit des Fluges und der erstaunlichen Fähigkeit, seine Richtung sofort beliebig zu wechseln, ist auch noch die unermüdliche Beweglichkeit sehr merkwürdig. Der Flug der Kolibris ist wesentlich von zweierlei Art: die eine dient dem einfachen Ortswechsel, die andere dem Schweben oder Stehen an einer Stelle in der Luft vor einer Blume.‘“

Der auf unserer Tafel dargestellte **Sapphokolibri**, Lesbia sparganura *Shaw*, ist durch die nach außen hin gleichmäßig gesteigerten und bis auf das Fünffache des Normalen verlängerten Steuerfedern und außerdem durch seine Färbung gekennzeichnet, die wir hier nicht zu beschreiben brauchen. Das Weibchen ist oben grün, unten grau gefleckt, sein Schwanz ist kürzer, und die Federn sind nur lichtrot. Sein Vaterland ist Bolivia, Argentinien und die Anden von Chile.

Vgl. „Brehms Tierleben“, 4. Aufl., Bd. VIII, S. 326—359.





37. Sapphokolibri.

38. Rotschnabeltukan, Rhamphastos erythrorhynchus *Gmel.*

Mit dem Rotschnabeltukan kommen wir zur Unterordnung der Spechte (Pici) und führen einen markanten Vertreter der wohlbekannten Pfefferfresser oder Tukane vor Augen, einer über die Wendekreisländer des amerikanischen Festlandes verbreiteten Familie (Rhamphastidae), deren Vertreter oft in unsere Tiergärten gelangen. Die größte Art ist der Riesentukan oder Toko, Rhamphastos toco *Müll.*, dessen Schnabel noch mächtiger als bei der hier abgebildeten Art entwickelt ist. Er bewohnt Mittelamerika und Teile von Südamerika. In Küstenwaldungen Brasiliens lebt der Orangetukan, Tukana, R. ariel *Vig.*, und im Norden Südamerikas der Rotschnabeltukan, Kirima der Eingeborenen, R. erythrorhynchus. Seine bemerkenswertesten Kennzeichen sind der teils scharlachrote, am Firste und am Grunde gelb gefärbte Schnabel, ein breiter roter Saum am unteren Rande der weißen Kehle und der gelbe Bürzel. Er soll zu den gemeinsten Waldvögeln gehören und nur unmittelbar an der Küste selten, um so häufiger hingegen im dicht geschlossenen Walde auftreten. Von der Brutzeit an bis gegen die Mauser hin lebt er paarweise.

Die Tukane gehören durchaus den Kronen der hohen und höchsten Bäume an, und hier erst entfaltet sich „ihre hervorragendste leibliche Begabung. Mit viel weiteren Sprüngen als auf dem Boden“, berichtet Brehm, „hüpfen sie längs der Äste dahin, bald in gerader Richtung, bald schief zu ihnen sich haltend, nicht selten auch im Sprunge sich drehend, steigen so mit großer Behendigkeit auf- und abwärts und nehmen die Flügel, die sich bei jedem Sprunge ein wenig lüpfen, nur dann wirklich zu Hilfe, wenn sie sich von einem ziemlich entfernten Ast auf einen anderen verfügen wollen. In diesem Falle geben sie sich durch einen Sprung einen Anstoß, bewegen die Flügel gleichmäßig auf und nieder, durcheilen rasch den dazwischen liegenden Raum, ändern auch wohl die einmal beabsichtigte Richtung und beschreiben einen Bogen, breiten, kurz vor dem Ziele angekommen, ihren Schwanz soweit wie möglich aus, scheinbar in der Absicht, ihre Bewegung zu hemmen, fußen auf dem Äste und hüpfen nunmehr auf ihm wie vorher weiter. Ihr Flug ist verhältnismäßig gut. Sie schweben sanft von einer Baumkrone zur anderen, wogegen sie, wenn sie größere Strecken durchmessen, mit kurzen, abgebrochenen Stößen dahineilen und dabei den Kopf, wahrscheinlich infolge der überwiegenden Größe des Schnabels, etwas niederbeugen.

„Sie weichen dem Menschen mit großer Vorsicht aus und lassen sich nur von geübten Jägern beschleichen, necken den Schützen auch, indem sie nach Art unseres Hähers vor ihm dahin, niemals weit, aber immer zur rechten Zeit wegfliegen und sich stets wieder einen Sitz wählen, der die Annäherung erschwert. Aber dieselben Vögel sind augenblicklich zur Stelle, wenn es gilt, einen Raubvogel, z. B. eine Eule, zu ärgern.“

Die hauptsächlichste Nahrung dieser Vögel besteht aus Früchten. Ihr in Baumhöhlen angelegtes Nest enthält zwei glänzend weiße Eier.

Allen Pfefferfressern Brasiliens wird ihres Fleisches sowie ihrer schönen Federn halber eifrig nachgestellt, auch hat man sie dort nicht ungern als Hausgenossen. Ihrer Ausrottung durch die Jagd nach den Federn beugen die Eingeborenen in geschickter Weise durch Verwendung schwach vergifteter Pfeile vor, die den getroffenen Vogel nur betäuben, aber nicht töten. So kann ein Vogel wiederholt getroffen und geschossen werden.

Vgl. „Brehms Tierleben“, 4. Aufl., Bd. VIII, S. 389—395.





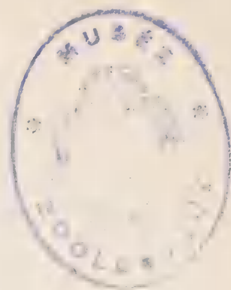
38. Rotschnabeltukan.

39. Großer Buntspecht, Dendrocopus major *Linn.* Kleiner Buntspecht, D. minor *Linn.*

Bei uns sind die Spechte in einer nicht ganz geringen Zahl von Arten vertreten, die der Mehrzahl nach — so die Buntspechte, Dendrocopus major *Linn.*, medius *Linn.* und minor *Linn.*, der Grauspecht, Gecinus canus *Gmel.*, der Grünspecht, G. viridis *Linn.*, und der Schwarzspecht oder Blutspecht, Picus martius *Linn.*, zur Unterfamilie der Picinae (Spechte im engeren Sinne) gehören, während nur durch eine Art, den Wendehals, Yynx torquilla, die Unterfamilie der Yynginae bei uns vertreten ist.

Bei der Schönheit und Eigenart dieser teils den Wald, teils Fluren und Gärten belebenden Vögel erfreuen sie sich allgemeiner Wertschätzung bei jung und alt, und man würde sie nur ungern in unserer Heimat missen. Über ihren Nutzen und Schaden ist zwar viel gestritten worden, im ganzen aber muß, wie Brehm und die Mehrzahl der Kenner meinen, wohl die Entscheidung zugunsten dieser Vögel ausfallen. Das Bemeißeln der Bäume und das Anlegen ihrer Nester üben sie, wenn irgend möglich, nur in solchen Bäumen, deren Kern bereits faul ist. Das Verzehren von Waldsämereien oder die namentlich bei einigen Arten ausgeprägte Vorliebe für die nützlichen Ameisen hat noch keinen in nennenswertem Maße bemerkbaren Schaden gebracht und sollte so wenig wie das gelegentliche Heimsuchen verschlafener Bienennester im Winter den Neid des Menschen erwecken. Der Nutzen des Spechtes besteht in der Insektenvertilgung und kommt namentlich dann in Betracht, wenn z. B. der schädliche Borkenkäfer sich einmal reichlich vermehrt und Spechte von allen Seiten zu dem heimgesuchten Walde herbeiströmen, um unter der Insektenbrut aufzuräumen. Hinzu kommt, daß, wenn der Specht nicht Höhlen baute, die Mehrzahl unserer anderen nützlichen Höhlenbrüter keine für sich geeignete Niststatt fände. „Wenn die Spechte", sagt Brehm, „auch die schadhaften Stellen an den Bäumen aufdecken, schaden sie doch entschieden weniger, als sie im Haushalte der Wälder Nutzen stiften. Sie werden schon durch die Einrichtungen des Forstmannes genug beengt und beschränkt in ihrer Vermehrung; es bedarf dazu nicht mehr einer unmittelbaren Verfolgung durch die Schießgewehre. Immer seltener werden in vielen Forsten die Bäume, die sie regelmäßig und gern behufs Anlage von Höhlungen aufsuchen, und es dürfte wohl an der Zeit sein, zu ihrer Hegung einige von diesen anrüchigen Bäumen absichtlich überzuhalten, damit Spechte und Höhlenbrüter sie benutzen."

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. VIII, S. 407—428.





39. Großer und Kleiner Buntspecht.

40. Neunfarbenpitta, Pitta brachyura *Linn.*

Alle im folgenden noch zu erwähnenden Vogelarten gehören zu der großen Ordnung der Sperlingsvögel (Passeriformes). Diese zerfallen in zwei Unterordnungen: 1) die der Schreivögel (Anisomyodi) und 2) die der Singvögel (Diacromyodi) im weiteren Sinne.

Zu den ersteren, und zwar zu den echten Schreivögeln (Clamatores) gehört die Familie der Pittas oder Prachtdrosseln (Pittidae), unter denen wir in der Neunfarbenpitta (Nurang oder Neunfarbenvogel der Hindus), Pitta brachyura *Linn.*, ein besonders schön und bunt gefärbtes Vögelchen vorführen können. „Rücken, Schultern und große Flügeldeckfedern“, so lautet die Beschreibung in Brehms Tierleben, „sind grün, die kleinen Flügeldecken und verlängerten Oberschwanzdeckfedern weiß, die unteren Teile, mit Ausnahme eines scharlachroten Fleckes am Unterbauch und After, bräunlichgelb, ein hellbraun gerandeter Mittelstreifen, der über das Haupt, und ein breiter Zügelstreifen, der durch das Auge verläuft, schwarz, die Schwingen schwarz mit weißer Spitze, die ersten sechs Handschwingen auch weiß gefleckt, die Armschwingen außen blaugrün gerandet, die Steuerfedern schwarz, an der Spitze düsterblau. Die Iris nußbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß rötlichgelb. Die Länge beträgt 18, die Flügellänge 11, die Schwanzlänge 4 cm.“

Der Vogel ist über ganz Indien, Ceylon, Assam und Tenasserim verbreitet. — Indien und besonders die malaiischen Inseln, demnächst Neuguinea, Neupommern bis Ostaustralien und Formosa, endlich Teile Afrikas bilden das Verbreitungsgebiet der Gattung; das Zentrum desselben ist in den Sundainseln zu suchen.

Fast alle Prachtdrosseln bevorzugen, laut „Brehms Tierleben“, die möglichst dicht mit Gebüsch bestandenen Teile des Waldes; die Mehrzahl treibt sich in den jungfräulichen Waldungen jener Eilande umher, die für Europäer so gut wie unzugänglich sind. Dieser Aufenthalt erschwert nicht bloß die Jagd, sondern auch die Beobachtung im höchsten Grade. Die Bewegungen der Pittas sollen höchst anmutig sein. Sie hüpfen mit großen Sprüngen auf dem Boden dahin, setzen sich gelegentlich auf einen Baumstumpf oder auf einen Busch und fliegen nur, wenn sie sich hart verfolgt sehen, auf weitere Strecken in gerader Richtung unhörbar fort. Die Stimme der Pittas, die man übrigens selten vernimmt, ist so eigentümlich, daß man sie von der jedes anderen Vogels leicht unterscheiden kann. Sie besteht, laut Wallace, aus zwei pfeifenden Tönen, einem kurzen und einem längeren, der unmittelbar auf den ersten folgt. Wenn sich die Vögel vollständig sicher fühlen, wiederholen sie ihr Geschrei in Zwischenräumen von 1—2 Minuten. Bei einzelnen Arten hat der Lockruf drei Noten. Verschiedene Insekten, Würmer und dergleichen, sind die Nahrung der Prachtdrosseln.

Alle Arten der Gattung, von deren Brutgeschäfte man Kunde erhalten hat, bauen ihr kunstloses Nest auf oder dicht über dem Boden. Die rein eiförmigen Eier, 3—4 im Gelege, sind auf weißem bis cremegelbem Grunde mit meist scharfmarkierten braunen Punkten gezeichnet. Bei einigen Arten finden sich auch Kritzel und Wurmlinien von derselben Farbe.

Bernstein fing zwei alte Pittas in Schlingen, die er um das Nest gelegt hatte, und hielt beide längere Zeit im Käfig. In den ersten Tagen waren sie zwar etwas scheu, gewöhnten sich jedoch bald ein und wurden schon nach der ersten Woche so zahm, daß sie das Futter aus der Hand nahmen. Während des Tages hielten sie sich ausschließlich auf dem Boden ihres Käfigs auf und machten von den Sitzstangen selbst nachts nur ausnahmsweise Gebrauch.

Vgl. „Brehms Tierleben“, 4. Aufl., Bd. IX, S. 8.



40. Neunfarbenpitta.

41. Klippenvogel, Rupicola rupicola *Linn.*

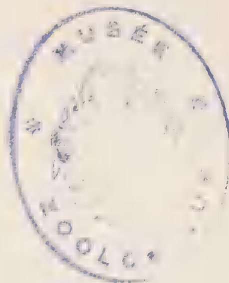
Aus der von Südmexiko bis zum Nordrand von Argentinien verbreiteten Familie der Kotingas (Cotingidae) geben wir auf unserer Tafel ein Bild vom lebhaft orangerot gefärbten Männchen des Klippenvogels (Rupicola rupicola *Linn.*), einer in wasserreichen Gebirgsgegenden beheimateten Art, die sich nie in der Ebene findet, sondern Felsen und ganz besonders die Nähe von Wasserfällen liebt. Die Weibchen und die jungen Vögel sind einfarbig braun. Die Länge des Männchens beträgt 31 cm.

Je zerklüfteter ein Flußtal ist, um so mehr scheint es, laut Brehm, dem Klippenvogel zu behagen. Im Juni und Juli kommt er von seinen Felsenzinnen herunter in den Wald, um sich an den jetzt ausgereiften Früchten gewisser Bäume zu sättigen.

„Eine ganze Gesellschaft jener herrlichen Vögel", erzählt Schomburgk — und Brehm gibt den Bericht wieder —, „hielt eben auf der glatten und platten Oberfläche eines gewaltigen Felsblockes ihren Tanz. Auf dem den Block umgebenden Gebüsch saßen einige zwanzig offenbar bewundernde Zuschauer, Männchen und Weibchen, während die ebene Platte des Blockes von einem der Männchen unter den sonderbarsten Schritten und Bewegungen nach allen Seiten hin überschritten wurde. Bald breitete der neckische Vogel seine Flügel halb aus, warf dabei den Kopf nach allen Seiten hin, kratzte mit den Füßen den harten Stein, hüpfte mit größerer oder minderer Geschwindigkeit immer von einem Punkte aus in die Höhe, um bald darauf mit seinem Schwanze ein Rad zu schlagen und in gefallsüchtiger Haltung wieder auf der Platte herumzuschreiten, bis er endlich ermüdet zu sein schien, einen von der gewöhnlichen Stimme abweichenden Ton ausstieß, auf den nächsten Zweig flog und ein anderes Männchen seine Stelle einnahm, welches ebenfalls seine Tanzfertigkeit und Anmut zeigte, um ermüdet nach einiger Zeit einem neuen Tänzer Platz zu machen." Robert Schomburgk erwähnt, daß die Weibchen, die beliebig verteilt zwischen den ausruhenden Männchen sitzen, diesem Schauspiele unverdrossen zusehen und bei der Rückkehr des ermatteten Männchens ein offenbar Beifall bedeutendes Geschrei ausstoßen. „Hingerissen von dem eigentümlichen Zauber", schließt Richard Schomburgk, „hatte ich die störenden Absichten der neben mir liegenden Indianer nicht bemerkt, bis mich plötzlich zwei Schüsse aufschreckten. In verwirrter Flucht zerstob die harmlose Gesellschaft nach allen Seiten hin und ließ vier getötete Genossen auf dem Platze ihres Vergnügens zurück."

Die Indianer schätzen den Klippenvogel als Käfigvogel und machen sich aus den prachtvollen Bälgen, die auch sonst überall geschätzt sind, einen phantastischen Federschmuck. Das Fleisch hat orangerote Farbe und soll sehr wohlschmeckend sein.

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. IX, S. 20—23.





41. Klippenvogel.

42. Paradiesfliegenfänger, Tchitrea viridis *St. Müll.*

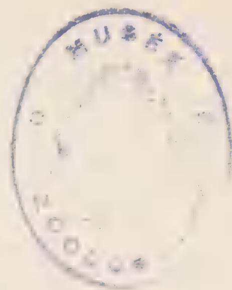
Wir verlassen nunmehr die Schreivögel und haben es auf diesem und den folgenden Blättern nur noch mit Singvögeln, und zwar lediglich mit den Echten Singvögeln (Oscines) der Systematik, zu tun. Auf die Familie der Schwalben (Hirundinidae) folgt die Familie der Fliegenfänger (Muscicapidae). Ihre deutschen Arten, wie der durch geflecktes Kleid gekennzeichnete Fliegenfänger oder Fliegenschnäpper (Muscicapa striata *Pall.*), der im männlichen Geschlecht oberseits schwarze, unterseits weiße Trauerfliegenfänger (M. atricapilla *Linn.*), der Halsbandfliegenfänger (M. collaris *Bechst.*) und der im Osten und Südosten Deutschlands als eine der anmutigsten aller unserer Vogelarten lebende Zwergfliegenfänger (M. parva *Bechst.*), werden an auffälligem Gefieder in Schatten gestellt durch die von Afrika bis Japan und China verbreiteten Paradiesfliegenfänger (Tchitrea *Less.*).

Der Schwarzbäuchige Paradiesfliegenfänger (Tchitrea viridis *St. Müll.*) bewohnt, laut „Brehms Tierleben", „alle bewaldeten Gegenden des tropischen Afrikas, steigt im Gebirge bis zu einem Gürtel zwischen 2000 und 3000 m Höhe empor, wandert nicht, sondern streicht höchstens in einem beschränkten Gebiete hin und her, verläßt den Wald nie und siedelt sich mit Vorliebe in der Nähe von Gewässern oder in tiefeingerissenen Talschluchten an. Im Tale von Mensa sahen wir ihn täglich, da, wo der Hochwald reichen Unterwuchs hatte, gewiß. Hier lebt der prächtige Vogel paarweise; aber es hält nicht eben leicht, neben dem auffallenden Männchen auch das bescheidenere Weibchen aufzufinden. Weiß sich doch sogar jenes, seiner prachtvollen Farben ungeachtet, vortrefflich in dem bunten Laube zu verstecken!

„In seinem Wesen hat dieser Paradiesfliegenfänger manches mit den echten Fliegenfängern gemein, erinnert aber auch wieder an die Bienenfresser. Während des Sitzens spielt er mit seiner Holle und dem Schwanze, den er langsam hin und her schwingt. Sein Flug ist sonderbar, leicht und rasch, wenn es gilt, nach Fliegenfängerart ein Kerbtier zu verfolgen oder einen Eindringling der gleichen Art aus dem Gebiete zu verjagen, langsam schwebend absatzweise und scheinbar schwerfällig hingegen, wenn der Vogel weitere Strecken einfach überfliegen muß. Zur Zeit der Liebeswerbung, in der er sein Prachtkleid entfaltet, ist er unter allen Umständen eine überaus fesselnde Erscheinung.

„Das Nest stellt eine aus feinem Gras geflochtene, tiefe Mulde mit dünnen Wandungen dar und ist in der Regel mit Haaren oder zarten Hälmchen ausgekleidet. Die glatte Außenseite trägt einen Überzug von Spinnweben und stellenweise darin eingeflochten etwas Moos und einige Blütenblätter. Die Eier sind auf cremegelbem Grunde rot oder rotbraun gefleckt. Heuglin beobachtete im Bongolande im Juli flügge Junge, die sich längere Zeit auf einer Stelle in den Kronen der Hochbäume herumtrieben und von den Alten gefüttert wurden."

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. IX, S. 65—66.





42. Paradiesfliegenfänger.

43. Hausrotschwanz, Phoenicurus ochrurus gibraltariensis *Gmel.* (titys).

Zu den **Fliegenfängern** (Muscicapidae) gehören außer den Eigentlichen Fliegenfängern (Gattung Muscicapa) und den Paradiesfliegenfängern (Gattung Tchitrea; s. voriges Blatt) noch eine sehr große Anzahl unserer bekanntesten Singvögel, und jener Familienname ist schon im Hinblick auf die hauptsächlichste Ernährungsweise gerechtfertigt bei unseren **Laubsängern** (Phylloscopus), Heuschreckensängern (Locustella), Rohrsängern (Acrocephalus), Gartensängern (Hippolais), Grasmücken (Sylvia), Drosseln (Turdus), Steinschmätzern (Saxicola), Wiesenschmätzern (Pratincola), Rotschwänzen (Phoenicurus) und Nachtigallen (Luscinia).

Rotschwänze gibt es bei uns zwei Arten. Der **Gartenrotschwanz**, Phoenicurus phoenicurus *Linn.*, ist, wenigstens im männlichen Geschlecht, die schöner und bunter gefärbte Art, deren Stirn, Kopfseiten und Kehle schwarz, Brust, Seiten und Schwanz rot, Vorderkopf und Mitte der Unterseite aber leuchtend weiß sind. Im allgemeinen etwas größer, viel mehr aschgrau gefärbt und des Rot auf Brust und Bauch stets entbehrend, unterscheidet sich von ihm leicht der **Hausrotschwanz**, Ph. ochrurus gibraltariensis.

Das Wohngebiet des Hausrotschwanzes erstreckt sich, laut Brehm, über Mittel- und Südeuropa und außerdem Kleinasien und Persien. Im Süden unseres heimatlichen Erdteiles ist er Standvogel, im Norden nötigt ihn der Winter, sein Brutgebiet zu verlassen. Nicht selten überwintert er auch im westlichen Deutschland und in Belgien. „Ursprünglich Gebirgskind und Felsenbewohner, hat der gegenwärtig bei uns zulande zum Haustier gewordene Vogel nach und nach sich bequemt, in dem Wohnhause des Menschen Herberge zu nehmen, ohne zwischen der volkreichen Stadt und dem einsamen Gehöft einen Unterschied zu machen."

„Seine Lockstimme", sagt Brehm, „ist angenehm, sein Gesang aber nicht viel wert. Die Lockstimme klingt wie ‚fid tek tek' und wird bei Angst oder Gefahr unzählige Male schnell wiederholt; der Gesang besteht aus zwei oder drei Strophen teils pfeifender, teils kreischender und krächzender Töne, die zwar jedes Wohlklanges bar sind, aber doch ungemein anheimeln. Der Hausrotschwanz soll auch die Gabe besitzen, anderer Vögel Lieder nachzuahmen. Doch läßt der Vogel, auch wenn er nachahmt, zwischen den erborgten Klängen immer seine eigenen, krächzenden Laute vernehmen.

„Der Rotschwanz nährt sich fast ausschließlich von Insekten, vorzugsweise von Fliegen, Schmetterlingen und ganz besonders Spinnen, doch nascht er wohl auch ab und zu ein Beerlein. Auf den Boden herab kommt er selten. Nach verborgener Nahrung stöbert er nicht mit dem Schnabel umher, liest vielmehr einfach ab oder fängt im Fluge; oft sieht man ihn sich vor einem an der Wand sitzenden Insekt oder vor einer im Winkel lauernden Spinne in der Luft rüttelnd auf einer Stelle halten. Schmetterlingsarten, die andere Vögel verschmähen, verzehrt er gern."

Die erste Brut findet Mitte oder Ende April statt. Im Gebirge nistet das Paar in Felsenlöchern und Felsritzen; in der Ebene legt es sein Nest fast ausschließlich in Gebäuden an, bald in Mauerlöchern, mit weiterer oder engerer Öffnung, bald frei auf Balkenköpfen, auf Gesimsen und auf anderen hervorragenden Punkten, die einigermaßen vor dem Wetter geschützt sind. Zuweilen, aber sehr selten, kommt es vor, daß es sich auch einer Baumhöhle bemächtigt. In den Städten hat der Vogel, was Brutplätze angeht, sehr unter dem rücksichtslosen Wettbewerb der stärkeren Spatzen zu leiden. Das Gelege bilden 5 oder 6 19 mm lange, meist glänzend weiße Eier. Die Jungen verlassen das Nest meist zu früh, müssen daher, hilflos umherhockend, von den Eltern noch einige Zeit gefüttert werden, und werden aus gleichem Grunde auch leicht zur Beute der Raubtiere, erlangen aber in wenigen Tagen Gewandtheit und Selbständigkeit. Im Juni schreiten die Eltern zur zweiten und später selbst zur dritten Brut.

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. IX, S. 157—160.



43. Hausrotschwanz.

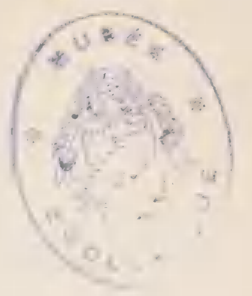
44. Blaukehlchen, Luscinia suecica *Linn.*

Zur Gattung der Nachtigallen (Luscinia) gehören außer der seit altersgrauer Zeit hochberühmten Nachtigall, Luscinia megarhyncha *Brehm*, und dem von manchen Kennern des Gesanges noch höher geschätzten Sprosser, Luscinia luscinia *Linn.* (philomela), noch manche andere interessante, und zwar durchaus nicht so schlicht gefärbte Arten. Während eine lediglich asiatische Art, die Rubinnachtigall, L. calliope *Pall.*, rubinroten Kehlschmuck trägt, ist das Blaukehlchen oder Tundrablaukehlchen, L. suecica, durch lebhaftes Blau der Brust gekennzeichnet. Bei einer der Unterarten, dem Weißsternblaukehlchen, L. suecica cyanecula *Wolf*, trägt das blaue, übrigens etwas dunklere Kehlfeld einen atlasweißen Stern, der aber sehr alten Tieren fehlt. Das Weißsternblaukehlchen ist die größte und stärkste Form.

Die Blaukehlchen sind, laut Brehm, im Norden der Alten Welt heimisch und besuchen von hier aus Südasien und Nordafrika. Das Tundrablaukehlchen, sonst innerhalb der angegebenen Grenzen mit Vorliebe in dem durch jenen Namen bezeichneten Gebiete, brütet also nicht in Deutschland, wohl aber äußerst zahlreich im nördlichen Skandinavien, Nordfinnland, Nordrußland und ganz Nordsibirien. Das Weißsternblaukehlchen brütet dagegen in ganz Norddeutschland, besonders in Pommern, der Mark, Sachsen, Anhalt, einzeln in Tälern des Thüringer Waldes, in Braunschweig, Mecklenburg, Hannover, Holland. „Wie Landois sagt, war es früher im Münsterlande eine Seltenheit, jetzt ist es in passenden Lagen überall in den Weidengebüschen zu finden und brütet hier seit Mitte des vorigen Jahrhunderts. Auf ihrem Zuge durchwandern beide Arten ganz Deutschland und ebenso Südeuropa, Nord- und Mittelafrika, die ihr so ausgedehntes Wohngebiet verlassenden Tundrablaukehlchen selbstverständlich auch Mittel- und Südasien, wobei sie erwiesenermaßen Gebirge von 5000 m übersteigen, um in Indien und anderen südasiatischen Ländern Herberge zu nehmen. Bei uns zulande erscheinen die Blaukehlchen Anfang April, selten früher, meist erst gegen die Mitte des Monats hin, und reisen im September ihrer Winterherberge zu. Busch- und gras- oder schilfreiche Fluß-, Bach- und Seeufer sind in unserem Vaterlande, die Tundren im Norden ihre Wohnsitze; während der Wintermonate nehmen die Vögel in Gärten und Buschdickichten, auf Feldern, auf hochgrasigen Wiesen, in schilfreichen, nicht allzu wasserreichen Sümpfen und an ähnlichen Orten ihren Aufenthalt. Für den Sommeraufenthalt des Blaukehlchens sind feuchte Buschdickichte nahe am Wasser Bedingung. Deshalb meidet das Weißsternblaukehlchen in Deutschland während der Brutzeit Gebirge fast ganz, wogegen das Tundrablaukehlchen im Norden zwischen der Tiefe und Höhe keinen Unterschied macht, in Skandinavien sogar Höhen vorzieht, weil hier auf den breiten Fjelds der Berge sich See an See oder mindestens Pfuhl an Pfuhl reiht, die durch Hunderte von kleinen Bächen verbunden und wie diese mit niederem Gestrüppe umgeben sind. Solche Örtlichkeiten sind Paradiese für unsere Vögel, und ihnen müssen die Niederungen Deutschlands ähneln, in denen es dem Weißsternblaukehlchen gefallen, in denen das auf Fortpflanzung bedachte Paar sich ansiedeln soll.

„Das Blaukehlchen, gleichviel, um welche Art es sich handelt, ist ein liebenswürdiger Vogel, der sich jeden Beobachter zum Freunde gewinnt.“

Vgl. „Brehms Tierleben“, 4. Aufl., Bd. IX, S. 168—171.





44. Blaukehlchen.

45. Seidenschwanz, Bombycilla garrulus *Linn.*

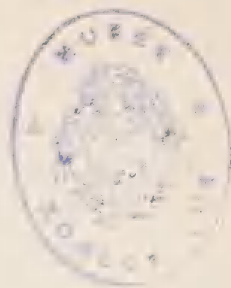
Die Familie der Seidenschwänze (Ampelidae) zählt nur drei Arten einer einzigen, der nördlichen Halbkugel angehörigen Gattung.

Der Gemeine oder Europäische Seidenschwanz, Bombycilla garrulus *Linn.*, bewohnt, wie wir Brehm entnehmen, als Brutvogel den Norden Europas, Asiens und Amerikas nördlich des Polarkreises. „Strenggenommen hat man ihn als Strichvogel anzusehen, der im Winter innerhalb eines beschränkten Kreises hin und her streicht, von Nahrungsmangel gezwungen die Grenzen des gewöhnlich festgehaltenen Gebietes überschreitet und dann auch zum Wandervogel wird, der zuweilen bis Algerien und, nach Styan, im Osten in Flügen jeden Winter bis Schanghai vordringt. In allen nördlich von uns gelegenen Ländern ist er eine viel regelmäßigere Erscheinung als in Deutschland. Schon in den russischen und polnischen Wäldern oder in den Waldungen des südlichen Skandinaviens findet er sich fast in jedem Winter ein. Bei uns zulande erscheint er nur in Ostpreußen fast alljährlich, sonst aber so unregelmäßig, daß das Volk eine beliebte, mystische Zahl auch auf ihn angewandt hat und behauptet, daß er sich nur alle sieben Jahre einmal zeige. Aber auch wenn er zu uns kommt, tritt er in sehr ungleicher Menge auf. Das Jahr 1781 scheint ihn in ungeheurer Masse nach Deutschland gebracht zu haben. Damals war er z. B., nach Kühn, bei Eisenach so überaus häufig, daß die Bauern ihn korbweise auf den Markt brachten. In der Regel treffen die vom nordischen Winter vertriebenen Seidenschwänze erst in der letzten Hälfte des November bei uns ein und verweilen bis zur ersten Hälfte des März; ausnahmsweise aber geschieht es, daß sie sich schon früher einstellen, und ebenso, daß es ihnen noch länger bei uns gefällt. Dies ist denn auch der Grund gewesen, daß man geglaubt hat, einzelne Paare hätten bei uns genistet, während wir jetzt genau wissen, daß die Nistzeit des Seidenschwanzes erst in den Juni fällt. Indessen waren, nach Behrens, mehrere Pärchen den ganzen Sommer über in Gärten der Stadt Baden-Baden sichtbar, und im Mai 1872 beobachtete Pfarrer Kaspar im Schloßpark von Kremsier in Mähren ein bauendes Pärchen, dessen Nest aber leider zerstört wurde.

„Der Seidenschwanz gehört nicht zu den bewegungslustigen Wesen, ist vielmehr ein träger, fauler Gesell, der nur im Fressen Großes leistet und sich daher ungern entschließt, den einmal gewählten Platz zu verlassen. Deshalb zeigt er sich da, wo er Nahrung findet, sehr dreist oder richtiger einfältig, erscheint z. B. mitten in den Dörfern oder selbst in den Anlagen der Städte und bekümmert sich nicht im geringsten um das Treiben der Menschen um ihn her. Aber er ist keineswegs so unbelehrbar, wie es im Anfange scheinen will; denn wiederholte Verfolgung macht auch ihn vorsichtig und scheu.

„In seiner Heimat dürfte der Seidenschwanz während des Sommers hauptsächlich von den aller Beschreibung spottenden Mückenschwärmen leben; im Winter dagegen muß er sich mit anderen Nahrungsstoffen, zumal Beeren, begnügen. Die Insektenjagd betreibt er ganz nach Art der Fliegenfänger. Auffallend ist, daß die gefangenen sich um Kerbtiere, die ihnen vorgeworfen werden, nicht kümmern. — ‚Er ist gewiß unter allen Vögeln', sagt Bechstein von der europäischen Art, ‚der größte Fresser, frißt fast täglich so viel, als er selber schwer ist, gibt es gleich und nur halb verdaut wieder von sich.'" Die erst neuerdings bekanntgewordenen Nester des Seidenschwanzes stehen auf Bäumen meist 4—5 m über dem Boden, im Gezweige verborgen. Das Gelege besteht aus 4—6 Eiern, die etwa 24 mm lang und auf bläulich oder rötlich blaugrauem Grunde spärlich mit dunklen Flecken und Punkten bestreut sind.

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. IX, S. 198—200.





45. Seidenschwanz.

46. Eichelhäher, Garrulus glandarius *Linn.*

Der Eichelhäher, Nußhäher oder Nußhacker, Garrulus glandarius *Linn.*, ein bekannter und in bezug auf sein Farbenkleid sehr schöner, durch sein gewöhnliches Gekrächze freilich schon viel weniger anmutiger Vogel unserer Laub- und Nadelwälder, kommt, laut Brehm, mit Ausnahme der nördlichsten Teile Europas, in Skandinavien bis zum Polarkreis, in Rußland bis zum 63. Grad hinauf in allen Waldungen dieses Erdteils vor. In Großbritannien vertritt ihn die kaum verschiedene Unterart G. glandarius rufitergum *Hart.*, in den Gebirgen Spaniens eine zweite.

„In Deutschland ist der Häher überall zu finden, in den tieferen Waldungen ebensowohl wie in den Vor- und Feldhölzern, im Nadelwalde weniger häufig als im Laubwalde. Er lebt im Frühling paarweise, während des ganzen übrigen Jahres in Familien und Trupps und streicht in beschränkter Weise hin und her. Da, wo es keine Eichen gibt, verläßt er die Gegend zuweilen wochen-, ja selbst monatelang; im allgemeinen aber hält er jahraus jahrein getreulich an seinem Wohnorte fest. Eine sehr merkwürdige Erscheinung sind die gelegentlichen Herbstwanderungen der Eichelhäher, die namentlich in England öfters beobachtet wurden. Corbin meint, sie fänden vielleicht regelmäßig statt, und es schiene, als ob in jedem Herbste zu den eingeborenen Eichelhähern eine Menge vom Festlande her sich geselle, aber in dem einen Jahre mehr als in dem anderen. An der Bergner Warte bei Frankfurt a. M. beobachtete A. v. Homeyer einen solchen Zug am 28. Oktober 1856. Er sah innerhalb einer Stunde tausend Stück Eichelhäher, eher mehr als weniger, an sich vorüberziehen. Es folgte Flug auf Flug, immer je 10—30 Vögel zusammen. Der ganze Zug war zwar nicht geschlossen, verhielt sich aber doch so, daß seine Zusammengehörigkeit unverkennbar war. Er kam von Norden und ging nach Süden. Eine ähnliche Wanderung beobachtete Deichler am 23. Oktober 1896 bei Ingelheim. Diese dauerte eine halbe Stunde, und immer flog ein Vogel von Nordosten nach Südwesten hinter dem anderen her."

„Höchst belustigend", berichtet Brehm vortrefflich, „ist die wirklich großartige Nachahmungsgabe des Hähers, der unter unseren Spottvögeln unzweifelhaft einer der begabtesten und unterhaltendsten ist. Sein gewöhnliches Geschrei ist ein kreischendes, abscheuliches ‚Rätsch' oder ‚Räh', der Angstruf ein kaum wohllautenderes ‚Käh' oder ‚Kräh'. Auch schreit der Vogel zuweilen wie eine Katze ‚miau', und gar nicht selten spricht er, etwas bauchrednerisch zwar, aber doch recht deutlich, das Wort ‚Margolf' aus. Neben diesen Naturlauten stiehlt er noch alle Töne und Geräusche zusammen, die er in seinem Gebiete hören kann. Den miauenden Ruf des Bussards gibt er auf das täuschendste und so regelmäßig wieder, daß man im Zweifel bleibt, ob er damit fremdes oder eigenes Gut zu Markte bringt."

Bei dieser seiner Nachahmungsgabe, die bei gefangenen Vögeln als Gelehrigkeit erscheint, nimmt es nicht wunder, daß er gleich wie die Dohle menschliche Worte nachsprechen und Melodien nachpfeifen lernt. Nach Naumann muß man hierzu die jungen Männchen wählen, während die Weibchen fast nie etwas lernen; es soll unnötig sein, die Vögel durch das früher geübte Lösen des Zungenbandes zu quälen.

„Der Häher ist Allesfresser", sagt Brehm, „im ausgedehntesten Sinne des Wortes und der abscheulichste Nestzerstörer, den unsere Wälder aufzuweisen haben. Von der Maus oder dem jungen Vögelchen an bis zum kleinsten Insekt ist kein lebendes Wesen vor ihm sicher, und ebensowenig verschmäht er Eier, Früchte, Beeren und dergleichen. Im Herbste bilden Eicheln, Bucheln und Haselnüsse oft wochenlang seine Hauptnahrung. Die ersteren erweicht er im Kropfe, speit sie dann aus und zerspaltet sie; die letzteren zerhämmert er, wenn auch nicht ganz ohne Mühe, mit seinem kräftigen Schnabel. Lenz hält ihn für den Hauptvertilger der Kreuzotter."

Sein Brutgeschäft fällt in die ersten Frühlingsmonate. Spätestens Ende Mai enthält sein aus zarten Reisern und Stengeln hergestellter Nestbau 5—7 weißliche, dunkel getüpfelte Eier von 32 mm Länge.

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. IX, S. 254—257.



46. Eichelhäher.

47. Großer Paradiesvogel, Paradisea apoda *Linn.*

Bei den Paradiesvögeln (Paradiseïdae) sind die Weibchen stets schlicht gefärbt, die Männchen aber fallen durch ihren reichen, oft sehr farbenschönen und geradezu eleganten, mitunter auch mehr bizarren Federschmuck auf.

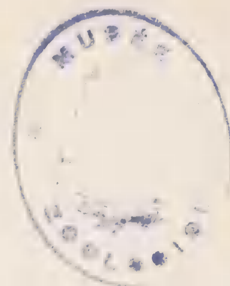
Genauere Kunde über diese Vögel Neuguineas und der benachbarten Inselwelt verdanken wir erst den letzten 40 oder 50 Jahren, nachdem sie früher nur, freilich schon seit Jahrhunderten, als teilweise verstümmelte Bälge bei uns eingeführt worden sind. Neuerdings „hat die Paradiesvogeljagd", wie es in „Brehms Tierleben" heißt, „im Dienste schmählicher Putzsucht unserer Damen einen erschreckenden Umfang angenommen. Allein aus dem deutschen Schutzgebiete Kaiser-Wilhelms-Land wurden im Jahre 1910 nicht weniger als 5706 Paradiesvogelbälge im Werte von 171 000 Mark ausgeführt, im folgenden Jahre gar 7376 für 222300 Mark! Und dabei besteht im deutschen Gebiet seit 1892 eine Schonzeit! Die Ziffern zeigen, wieviel das hilft. Schon geht die Zahl der herrlichen Vögel auf Aru reißend zurück, nicht minder in manchen Teilen von Neuguinea. Die Frauen allein sind imstande, der Vogelvernichtung Einhalt zu tun, indem sie sich der abscheulichen, von Federhändlern und Modistinnen natürlich stark begünstigten Mode, auf dem Hut eine Paradiesvogelleiche spazieren zu tragen, nicht länger unterwerfen." Bekanntlich sucht man neuerdings durch gesetzgeberische Maßnahmen dem Paradiesvogelmord, soweit es nötig erscheint, Einhalt zu tun.

Die Hauptgattung der den Rabenvögeln nahestehenden Familie der Paradiseïdae ist die Gattung Paradiesrabe, Paradisea *Linn.*, mit etwa zehn Arten, „gekennzeichnet durch den wenig gebogenen, den Kopf an Länge etwas übertreffenden Schnabel, kurzen Schwanz, dessen mittelstes Federnpaar jedoch bei alten Männchen enorm verlängert und entweder äußerst schmal oder sogar völlig fahnenlos ist, vor allem aber durch die mächtigen, von den Brustseiten der alten Männchen ausgehenden Büsche weitstrahliger, locker herabwallender Schmuckfedern.

„Die größte der Arten ist der Große Paradiesvogel oder Göttervogel, auf den Aru-Inseln Faneam genannt, dem Linné, um die alte Sage zu verewigen, den ‚Fußlosen' nannte, Paradisea apoda *Linn.* Dieser ist etwas größer als unsere Dohle; seine Länge beträgt 95—100, die Flügellänge 23, die Schwanzlänge, ungerechnet die bis 70 cm langen, drahtförmigen mittelsten Steuerfedern, 18 cm. Der Schmuckfederbusch wird 55—56 cm lang. Oberkopf, Schläfe, Hinterhals und obere Halsseiten sind dunkelgelb, Stirn, Kopfseiten, Ohrgegend, Kinn und Kehle tief goldgrün, die Zügel grünlichschwarz, die übrigen Teile, Flügel und Schwanz dunkel zimtbraun, welche Färbung in der Kropfgegend bis zu Schwarzbraun dunkelt, die langen Büschelfedern der Brustseiten hoch orangegelb, gegen das zerschlissene Ende zu in Fahlweiß übergehend, die kürzeren, starren Federn in der Mitte des Wurzelteiles der Büschel tief kastanienbraunschwarz. Die Iris ist schwefelgelb, der Schnabel grünlich-graublau, der Fuß bräunlichrot. Das Weibchen hat keine verlängerten Federn, und seine Färbung ist düsterer, auf der Oberseite rotbraun, an der Kehle gräulichviolett, am Bauche fahlgelb.

„Der Göttervogel bewohnt die Aru-Inseln, eine kleinere Unterart das südliche Neuguinea, wo sie mit einer verwandten Art, Paradisea raggiana *Scl.*, nach Salvadori bastardiert."

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. IX, S. 277—278.





47. Großer Paradiesvogel.

48. Blauer Paradiesvogel, Paradisea rudolphi *Finsch.*

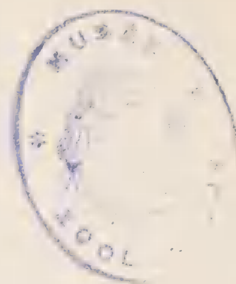
In der Gattung der Paradiesraben treffen wir außer der auf vorigem Blatte genannten, ausgezeichnetsten Art noch den um ein Viertel kleineren, hauptsächlich braun und gelb gefärbten Papua-Paradiesvogel, Paradisea minor *G. Shaw*, den Rot- oder Blutparadiesvogel, P. rubra *Daud.*, ferner P. augustae-victoriae *Cab.* und P. guilelmi *Cab.* und andere Arten, unter denen als eine der wundervollsten der Blaue Paradiesvogel, P. rudolphi *Finsch*, erwähnt sei. Die Grundfarben seines Federkleides sind grünlich und blau.

„Beim alten Männchen", sagt Brehm, „sind Stirn, Kopfseiten, Hals und Schultern samtschwarz mit gelbgrünem metallischen Glanze, der nach hinten verschwindet. Über und unter dem Auge steht je ein länglicher, weißer, aus seidigen Federn gebildeter Querfleck, und hinter ihm ist eine rundliche, nackte Stelle. Der Hinterkopf und der Nacken sind dunkel kirschbraun, der Rücken grünlichblau, mit Schwarz gemischt. Ferner ist ein aus langen, schwarzen, bei gewissen Stellungen blau und grün schillernden Federn bestehendes Brustschild vorhanden, das am Hinterrand ein deutliches breites blaues Querband trägt. Der Bauch ist glänzend samtschwarz. Die Schmuckfedern der Körperseiten bilden jederseits zwei Gruppen: die äußeren sind größer, ziemlich sperrig und an ihrer Vorder- und Unterseite im Wurzelteile lebhaft ultramarinblau, nach der Spitze zu gehen sie ins Violette über, an ihrer Hinter- und Oberseite sind sie glänzend braun. Die Kiele dieser Federn sind oberhalb ihrer Wurzel weiß, dann braun, auf der Unterseite sind sie durchaus lebhaft braun. Die Federn der inneren Gruppe sind kleiner und zum Teil stark einwärts gekrümmt. Ihr Wurzelabschnitt ist dunkelblau, dann werden sie ultramarin- oder kobaltblau, und ihr Endabschnitt ist lebhaft grünblau. Auf den kleineren Schmuckfedern der inneren Gruppe bildet eine Reihe kurzer, kastanienbrauner, stark gekrümmter Federn eine Art Decke, auf ihnen liegt eine zweite Reihe schwarzer Federn. Von oben gesehen, sind die Schmuckfedern sämtlich rostbraun. Die Steuerfedern sind oben blau mit helleren Säumen und schmutziggrünem Wurzelabschnitt, unten sind sie gleichmäßig lebhaft blau. Die beiden verlängerten Steuerfedern haben im Wurzelteil weiße Kiele und braune Fahnen, die darauf ganz oder fast ganz verschwinden, dann wieder nach und nach zunehmen, und an der Spitze jeder der beiden Federn endlich eine 7 mm breite Palette: diese ist blau, während die Federn sonst schwarze Kiele und schwarze Fahnen haben. Der Schnabel ist gelblichweiß, die Füße hornbraun und die Iris braun. Die Gesamtlänge beträgt 61—63, die Flügellänge 16, die Schwanzlänge 9 cm. Die beiden verlängerten Steuerfedern sind 41—46, die größeren Seitenfedern 27 und der Schnabelfirst 4 cm lang.

„Das Weibchen hat keine verlängerten Steuerfedern, ist matter gefärbt und auf der Unterseite mit dunklen Querbinden gezeichnet. Der Blaue Paradiesvogel lebt in höheren Gegenden des Owen Stanley-Gebirges im südöstlichen Neuguinea."

In ihrer Lebensweise stimmen die Paradiesvögel, laut „Brehms Tierleben", untereinander vielfach überein, allgemein entzücken sie den Beobachter, weniger durch ihr nicht sehr schönes Geschrei oder Gekrächz als durch ihr schönes Aussehen und die Anmut ihrer Bewegungen, die zur Zeit der Liebesspiele natürlich ihren Höhepunkt erreicht. Auf Aru sollen allerdings die Männchen durch die erbarmungslose Verfolgung bereits so selten sein, daß jetzt die Weibchen anfangen, sich um deren Gunst zu bewerben. Soweit bis jetzt bekannt, legen sie in ihren auf Bäumen erbauten Nestern meist nur zwei Eier von charakteristischem Aussehen, cremegelb mit braunroten, öfter gewundenen Längsstreifen. — Ihre Nahrung besteht zum Teil aus Insekten, doch nur aus lebenden, zum Teil aus Körnerfutter, z. B. Reiskörnern.

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. IX, S. 282—283.





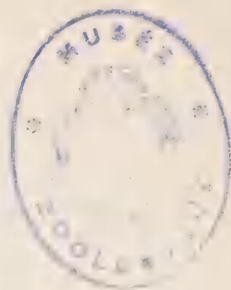
48. Blauer Paradiesvogel.

49. Königsparadiesvogel, Cicinnurus regius *Linn.*

„Der Königsparadiesvogel, Burang-Rajah der Malaien, Gobi der Aru-Insulaner, Cicinnurus regius *Linn.*“, heißt es bei Brehm, „stellt die einzige, in zwei sehr ähnliche Formen zerfallende Art der Gattung Cicinnurus *Vieill.* dar. Er ist bedeutend kleiner als die vorhergehenden, etwa von der Größe einer kleinen Drossel, im ganzen etwa 16 cm, der Flügel 9, der Schwanz mit Ausnahme des mittelsten Federpaares 4 cm lang, und durch seinen schwachen Schnabel, die nur wenig verlängerten Seitenfedern sowie die beiden mittleren, bis zur Spitze fahnenlosen, hier aber mit rundlichen Fahnen besetzten, schraubenförmig gedrehten und verschnörkelten Schwanzfedern von den beschriebenen Verwandten unterschieden. Die Oberteile, einen kleinen viereckigen, schwarzen Fleck am oberen Augenrande ausgenommen, Kinn und Kehle sind prachtvoll glänzend kirschrot, Oberkopf und Oberschwanzdecken heller, die Unterteile, mit Ausnahme einer über den Kropf verlaufenden, tief smaragdgrünen, oberseits von einem schmalen, rostbraunen Saume begrenzten Querbinde, weiß, die an den Kropfseiten entspringenden Federbüschel rauchbraun, ihre verbreiterten und abgestutzten Enden tief und glänzend goldgrün, die Schwingen zimtrot, die Schwanzfedern olivenbraun, außen rostfarben gesäumt, die beiden mittelsten fadenförmigen Steuerfedern an der schraubenförmig eingerollten Außenfahne tief goldgrün. Die Iris ist braun, der Schnabel horngelb, der Fuß im Leben prachtvoll kobaltblau. Das Weibchen ist auf der Oberseite rotbraun, unten rostgelb, schmal braun in die Quere gebändert.

„Diese Art bewohnt, wie es scheint, ganz Neuguinea, Misul, Salawati und die Aru-Inseln sowie Jobi, die letztere Insel in der durch dunklere Kopfbefiederung ausgezeichneten Unterart C. regius coccineifrons *Rothsch.* Man sieht den allerliebsten Vogel oft nahe am Strande auf niedrigen Bäumen. Er ist stets in Bewegung und ebenso wie die anderen bemüht, seine Schönheit zu zeigen. Erregt, breitet er seine goldgrünen Brustkragen fächerartig nach vorn aus. Seine Stimme, die er oft hören läßt, hat einige Ähnlichkeit mit dem Miauen einer jungen Katze, ungefähr, wie wenn man die Silben ‚koü‘ mit sanft flötendem Tone ausspricht. Wallace fügt dem noch hinzu, daß der Vogel beim Fliegen einen schwirrenden Laut hervorbringe und für seine geringe Größe sehr große Früchte, aber auch Beeren und Sämereien fresse.“

Vgl. „Brehms Tierleben“, 4. Aufl., Bd. IX, S. 283—284.





49. Königsparadiesvogel.

50. Pirol, Oriolus oriolus *Linn.*

Unser **Pirol**, Oriolus oriolus *Linn.*, vertritt als einzige europäische Art die im übrigen tropische, in etwa 70 Arten über Afrika, Asien und die malaiische Inselwelt bis Australien verbreitete, in Amerika aber fehlende Familie der Pirole (Oriolidae).

Die Heimat unseres Pirols ist, laut Brehm, Europa, in Schweden bis zum 63., in Rußland bis zum 60. Grad, im Osten bis zum Kaukasus, Persien, Turkestan und Südsibirien bis zum Tiën-Schan und Altai. In England, welches in ornithologischer Hinsicht an manchen Arten ärmer ist als das Festland, brütet auch der Pirol nur ausnahmsweise. In der ersten Hälfte des Mai trifft er bei uns ein, im August verläßt er uns bereits wieder. Er meidet das Hochgebirge.

Sein kunstvolles Nest, in der Gabel eines schlanken Zweiges aufgehängt, enthält Anfang Juni 4—5 glattschalige, glänzend-rosige, doch gefleckte Eier von 30 mm Länge.

Wie die Amsel und manche andere Vögel kann auch der Pirol, obwohl eigentlich Insektenfresser, zeitweilig den Kirschbäumen schädlich werden. Beliebt ist er namentlich wegen seines Gesanges. „Die Lockstimme", heißt es in „Brehms Tierleben", „ist ein helles ‚Jäck jäck' oder ein rauhes ‚Kräck', der Angstschrei ein häßlich schnarrendes ‚Querr' oder ‚Chrr', der Ton der Zärtlichkeit ein sanftes ‚Bülow'. Der Gesang des Männchens ist volltönend, laut und ungemein wohlklingend. Der lateinische und deutsche Name sind Klangbilder davon. Naumann gibt sie durch ‚ditleo' oder ‚gidaditleo' wieder; wir haben sie als Knaben einfach mit ‚piripiriol' übersetzt. Die norddeutschen Landleute aber übertragen sie durch ‚Pfingsten Bier hol'n; aussaufen, mehr hol'n', oder ‚Hest du gesopen, so betahl och', und scheinen in Anerkennung der Bedeutung dieser Wahrsprüche an dem ‚Bieresel' ein ganz absonderliches Wohlgefallen zu haben. Neben den wohlklingenden Lauten hat der Pirol noch einen schwatzenden, schnalzenden, wie hinrieselnden Gesang, den er jedoch, wie Hartert glaubt, nicht immer und nicht regelmäßig hören läßt. Der Pirol gehört zu unseren fleißigsten Sängern. Man hört ihn bereits vor Sonnenaufgang und mit wenig Unterbrechung bis gegen Mittag hin und vernimmt ihn von neuem, wenn die Sonne sich neigt. Aber auch an schwülen Tagen ist er, abweichend von anderen Vögeln, rege und laut. Ein einziges Pirolmännchen ist fähig, einen ganzen Park zu beleben."

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. IX, S. 298—301.





50. Pirol.

51. Rosenstar, Pastor roseus *Linn.*

Die Familie der Stare (Sturnidae), deren Urbild unser Star (auch die Sprehe genannt), Sturnus vulgaris *Linn.*, ist, hat bei uns noch einen anderweitigen, sehr schmucken und nicht allzu häufigen Vertreter, den Rosenstar, Pastor roseus *Linn.*, die einzige Art der durch kurzen und etwas gebogenen Schnabel gekennzeichneten Gattung Pastor.

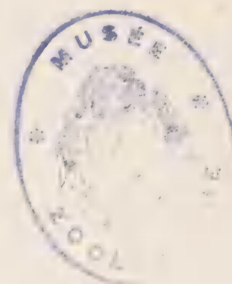
Als Brennpunkt seines Verbreitungsgebietes gelten, laut Brehm, die innerasiatischen Steppen, von wo aus sich der Wohnkreis des Vogels namentlich südwärts und ostwärts verbreitet. Nur in manchen Jahren überschreitet er sein Verbreitungsgebiet weithin nicht nur in der Richtung seiner südwärts sich erstreckenden Zugstraßen, sondern auch in alle Länder Mitteleuropas, nordwestwärts bis zu den Faröer. Binnen 100 Jahren, nämlich von 1774—1875, ist er erwiesenermaßen 16mal in der Schweiz und 37mal in Deutschland beobachtet worden. Ein besonders großer Schwarm durchflog 1875 halb Europa, wurde auch in den meisten Teilen Deutschlands beobachtet und ließ sich endlich hauptsächlich in der Provinz Verona in Italien zum Brüten nieder; auch brüteten Vögel der gleichen Art in dem genannten Jahre bei Podiebrad in Böhmen (nach Brehm). Laut Naumann-Hennicke fand noch 1889 ein bedeutenderer Zug statt, bei welchem man die Vögel in Posen, Schlesien und bei Wiesbaden beobachtete. Auch 1899 ließen sich etliche bei uns sehen.

Vorhandensein von Wasser ist die Hauptbedingung für die Wahl des Brutgebietes. Höhlen in Bäumen, in Mauern oder im Erdreich enthalten das Nest des Rosenstars mit den 7—8 Eiern, die denen des Stars ähnlich sind.

Die Vögel, die überhaupt dem Star in vielfacher Hinsicht, auch in Bewegung und Lebensweise, ähneln, können sich namentlich als Vertilger der Wanderheuschrecken dem Menschen sehr nützlich erweisen. Hierdurch sowie durch die Befreiung des Viehes von Schmarotzern machen sie sich ebenso beliebt, wie durch die Schädigung der Saaten und Obstbäume unbeliebt. „Tataren und Armenier veranstalten bei ihrem Erscheinen noch heutigestags Bittgänge, weil sie die Vögel als Vorläufer bald nachrückender Heuschreckenschwärme ansehen. Schon in der Zendavesta wird ihrer als Heuschreckenfeinde gedacht. Die spanische Regierung hatte um 1860 Rosenstare nach den Philippinen zur Vertilgung der auch hier öfters auftretenden, ungeheuer schädlichen Heuschrecken eingeführt, aber insoweit erfolglos, als die Stare diese schädlichen Insekten nicht fraßen. Man vermutete, daß ihnen die betreffende Art nicht zusagte. Nach Ansicht der Türken tötet der Rosenstar erst 99 Heuschrecken, bevor er eine einzige verzehrt, was nichts anderes heißt, als daß der Vogel mehr umbringt, als er frißt. Leider läßt er es hierbei nicht bewenden, sondern fällt, sobald seine Jungen groß geworden sind, verheerend in Obstgärten, besonders in Maulbeerpflanzungen und Weinberge, ein und wird deshalb bei Smyrna im Mai ‚Heiliger‘, im Juli ‚Teufelsvogel‘ genannt. Auch in seiner Winterherberge verfährt er nicht anders als in der Heimat. Während er hier wie dort den Herden, deren Nähe er stets aufsucht, insofern dient, als er den Tieren die lästigen Schmarotzer abliest, richtet er in den Reisfeldern Indiens oft so arge Verwüstungen an, daß man genötigt ist, seinetwegen Schutzwachen aufzustellen.“

Über das Verhalten des Rosenstars in der Gefangenschaft und seine Eignung zum Stubenvogel lauten die Berichte verschieden. Jedenfalls ist nicht bekanntgeworden, daß er, wie sein seit dem Altertum dafür bekannter Vetter, Lieder nachpfeifen und Worte nachsprechen lernte.

Vgl. „Brehms Tierleben“, 4. Aufl., Bd. IX, S. 309—313.


MUSÉE
ZOOL



51. Rosenstar.

52. Erzglanzstar, Lamprotornis caudatus *St. Müller.*

Wegen seiner schönen Gestalt und vornehmen Färbung bringen wir hier noch den Erzglanzstar, Lamprotornis caudatus *St. Müller,* im Bilde. „Die Länge beträgt 50, die Flügellänge 19, die Schwanzlänge 30 cm. Kopf, Kinn und Oberkehle sind schwarz, goldig schimmernd, Oberteile und Schwungfedern dunkel metallisch grün, die Oberflügeldeckfedern durch einen kleinen, matt samtschwarzen Fleck geziert, Kehlmitte, Bürzel, Oberschwanzdecken, Unterteile und die Steuerfedern, die durch mehr oder weniger hervortretende dunklere Querbinden geschmückt sind, dunkel purpurviolett, die Federn der Brustmitte mehr ins Kupferrote spielend, alle letzterwähnten Teile und das ganze Gefieder überhaupt herrlich glänzend. Die Iris ist hellgelb; der Schnabel und die Füße sind schwarz.

„West- und Nordostafrika sind das Vaterland dieses Prachtvogels. Nach Levaillant lebt er in großen Flügen zusammen, hält sich auf Bäumen auf, kommt aber auch auf die Erde herab, um Würmer und Insekten aufzusuchen, bewegt sich auf dem Boden wie eine Elster und schreit fortwährend; im übrigen weiß der genannte Forscher nichts über ihn zu berichten. Auch ich habe in meinen Tagebüchern wenig über den Vogel niedergeschrieben, weil ich glaubte, daß er hinlänglich bekannt wäre. Soviel mir erinnerlich ist, haben wir ihn nur in den Urwaldungen getroffen, und zwar höchstens in kleinen Familien, niemals aber in großen Banden, wie Levaillant angibt. Die Paare oder die Flüge leben viel auf dem Boden und bewegen sich hier ganz nach Art unserer Elstern; die Ähnlichkeit wird namentlich dadurch auffallend, daß der Erzglanzstar seinen prächtigen Schwanz ganz wie die Elster nach oben gestelzt trägt. Fremdartigen Erscheinungen gegenüber zeigt sich der schöne Vogel höchst mißtrauisch, ist auch da scheu, wo er den Menschen noch nicht von seiner schlimmen Seite kennen gelernt hat. Doch nähert er sich zuweilen den Ortschaften: ich erinnere mich, ihn manchmal unmittelbar neben den letzten Strohhütten einzelner Walddörfer gesehen zu haben. Seine Bewegungen sind leicht und zierlich, etwas bedächtig, aber keineswegs unkräftig. Der lange Schweif wird in der beschriebenen Weise getragen, wenn der Vogel auf dem Boden umherhüpft, senkrecht herabfallend dagegen, wenn er, im Gezweige sitzend, tiefer Ruhe sich hingibt. Die Stimme ist rauh und kreischend, dabei aber so eigentümlich, daß man sie schwerlich mit einer anderen uns bekannten verwechseln kann. Der Gesang, den man außer der Mauserzeit bis zum Überdrusse vernimmt, ist nichts anderes als eine unendliche Wiederholung der gewöhnlichen Stimmlaute oder ein Kreischen, Krächzen, Knarren und Quietschen ohne Ende. Unsere Elster vermag, wenn sie plaudert, einen Begriff vom Liede eines Erzglanzstares zu geben, verfügt aber über einen bei weitem größeren Tonschatz. Im freien Walde oder überhaupt aus der Ferne vernimmt man die quietschenden Laute so gemildert und abgeschwächt, daß man zu einem günstigeren Urteile geneigt ist.

„Die Nahrung besteht aus Insekten, Sämereien und Früchten aller Art. Erstere werden vom Boden aufgelesen und im Fluge gefangen, selbst aus einem Aas hervorgezogen, letztere gesammelt und gepflückt, wo immer möglich.“

Vgl. „Brehms Tierleben“, 4. Aufl., Bd. IX, S. 319—321.





52. Erzglanzſtar.

53. Siebenfarbtangara, Tangara paradisea *Sw.*

„Einige hundert amerikanischer Vögel“, lesen wir in „Brehms Tierleben“, „von der Größe unseres Sperlings und darüber, mit sehr verschiedenem, immer aber kegelförmigem, auf dem Firste sanft gebogenem Schnabel, kurzläufigen, schlankzehigen Füßen und mittellangen, durch sehr starke Reduktion der äußersten scheinbar nur neun Handschwingen tragenden Flügeln und mittellangem Schwanze, werden in der Familie der Tangaren (Tanagridae) vereinigt. Das Gefieder ist ziemlich derb, meist bunt und brennend gefärbt, in Blau, Grün, Rot mit Schwarz und Weiß gemischt, wenn auch diese Färbung in der Regel nur dem Männchen zukommt, während das Weibchen ein matteres, unscheinbareres Federkleid trägt.

„Die Tangaren bewohnen mit wenigen Ausnahmen Zentral- und Südamerika von Südmexiko bis Paraguay, finden sich auch in Westindien, aber nicht in Patagonien. Sie zählen zu den bezeichnenden Erscheinungen des südlichen Amerikas und hausen vorzugsweise in Waldungen, einige Arten auf den höchsten Bäumen, andere in niederen Gebüschen. Im stillen Walde entzücken sie den Forscher; doch ist ihre Farbenpracht das einzige, das sie anziehend macht; denn im übrigen sind sie stille und langweilige Geschöpfe. Sie bauen offene Nester im Gebüsch und legen bunte Eier. Die Nahrung ist verschiedener Art; doch scheinen Beeren oder weiche, saftige zucker- und mehlhaltige Früchte geringerer Größe das Hauptfutter zu bilden. Viele fressen nebenbei auch Insekten, einzelne Gattungen, z. B. die schlicht gefärbten Schwarztangaren (Tachyphonus *Vieill.*), mehr oder minder ausschließlich trockene Sämereien.

„Ihrer Farbenschönheit wegen hält man verschiedene Tangarenarten gern und häufig in Gefangenschaft. Die prachtvoll in Rot und Schwarz gefärbte, am Kopfe samtartig befiederte, am Grunde des Unterschnabels weiße Samttangare oder Tapiranga, Rhamphocelus brasilius *L.*, hat sich sogar darin fortgepflanzt.

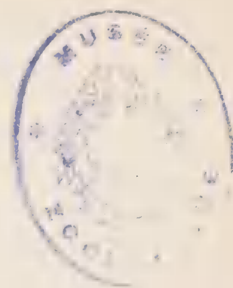
„Man unterscheidet zwei Unterfamilien, die der Tangaren im engeren Sinne und die der Organisten.“

Die Tangaren im engeren Sinne (Tanagrinae) haben verhältnismäßig langen, immer aber kegelförmigen, auf dem Firste sanft gebogenen Schnabel, mittellangen Schwanz und mäßig hohe Läufe. Die Gabe des Gesanges ist ihnen fast völlig versagt — vielleicht ein Anzeichen dafür, daß bei hervorragender Ausbildung e i n e von beiden Eigenschaften genügt, um das Weibchen anzulocken: entweder die Stimmbildung oder das Farbenkleid.

Die S c h a r l a c h t a n g a r a, der Flachsvogel oder Sommervogel der Amerikaner, Piranga nebra *Linn.*, die im männlichen Geschlecht auf der Unterseite brennend rot, oberseits purpurrot und braun gefärbt, im weiblichen Geschlecht aber olivengrün ist, stellt, laut Brehm, die häufigste und verbreitetste der 23 Arten und Unterarten ihrer Gattung dar.

Aus der Gattung Tangara sei außer der brasilianischen P r a c h t t a n g a r a, T. fastuosa *Less.* (s. Blatt 58), vor allem die etwas größere, buntere und glänzendere, immerhin aber nicht mehr als 12 cm Gesamtlänge erreichende S i e b e n f a r b t a n g a r a, Tangara paradisea *Sw.*, genannt, ein reizendes Vögelchen von Cayenne und Surinam, das in seinem Farbenkleide alle Farben des Regenbogens vereinigt. „Vorderkopf und Kopfseiten sind glänzend grün, ein schmaler Ring um den Schnabelgrund, ein gleicher um das Auge, ferner Hinterkopf, Nacken und Halsseiten, Oberrücken, Schwingen und Schwanz sind schwarz, der Unterrücken zinnoberrot, der Bürzel goldgelb. Die Kehle und die kleinen Deckfedern sind ultramarinblau, der Unterkörper hellblau, in der Mitte schwarz. Die Gesamtlänge beträgt 12, die der Flügel 7, des Schwanzes 5 cm.“

Vgl. „Brehms Tierleben“, 4. Aufl., Bd. IX, S. 343—344.





53. Siebenfarbtangara.

54. Kiefernkreuzschnabel, Loxia pytyopsittacus *Borkh.*

Mit den Kreuzschnäbeln (Gattung Loxia) kommen wir zu der großen, auch in unserer heimischen Fauna zahlreich vertretenen Familie der **Finken** (Fringillidae), als deren bekannteste Gattungen z. B. die **Ammern** (Emberiza) mit der **Goldammer**, E. citrinella *Linn.*, die **Sperlinge** (Passer), die **Edelfinken** (Fringilla) und manche andere, zum Teil auf den folgenden Blättern noch zu erwähnende jedermann im Gedächtnis sind.

Unter den Kreuzschnäbeln, plumpen Vögeln, an deren eigentümlichem Schnabel der Oberkiefer bald links, bald rechts den Unterkiefer kreuzt, ist der **Kiefernkreuzschnabel** oder Roßkrinitz, Loxia pytyopsittacus *Borkh.*, mit 20 cm Gesamtlänge die größte und kräftigste Art. Der kleinere **Fichtenkreuzschnabel**, L. curvirostra *Linn.*, hat einen weniger gekrümmten Schnabel. Während diese beiden Arten europäische bzw. europäisch-asiatische Verbreitung haben, ist eine dritte Art, der **Weißbindenkreuzschnabel**, L. leucoptera *Gmel.*, den zwei breite weiße Binden auf den Flügeln kennzeichnen, außer in Europa auch in Nordamerika beheimatet. Insbesondere kommt die letztgenannte Art in Europa von dem Nordosten dieses Erdteils (ihrer eigentlichen Heimat) dann und wann bis nach Deutschland, ja selbst bis Italien; der Fichtenkreuzschnabel hat dagegen den größten Teil Europas, von Lappland bis Italien, desgleichen Nordasien bis Kamtschatka und Nordjapan als Wohngebiet. Der Kiefernkreuzschnabel wiederum hat als Wohngebiet nur den Norden Europas, besucht jedoch im Winter Deutschland, selbst südlichere Länder, so auch Italien. Als eine ähnliche Art aus einer benachbarten Gattung nennen wir noch den im hohen Norden der Alten Welt beheimateten, auffallend schönen, nämlich den Kreuzschnäbeln nicht unähnlich, doch feuriger gefärbten **Hakengimpel**, Pinicola enuclator *Linn.*, der in jedem strengen Winter im nordöstlichen Deutschland erscheint.

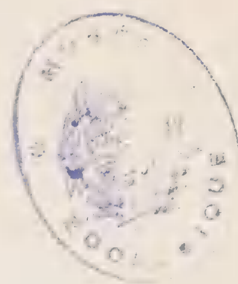
Allgemein herrscht bei den Kreuzschnäbeln im männlichen Geschlecht mennigrote bis johannisbeerrote Färbung, im weiblichen dagegen grünliche.

„Die Kreuzschnäbel", sagt Brehm, „gehören zu den sogenannten ‚Zigeunervögeln'. Wie das merkwürdige Volk, dessen Namen sie damit tragen, erscheinen solche Vögel plötzlich in einer bestimmten Gegend, verweilen hier geraume Zeit, sind vom ersten Tage an heimisch, liegen auch wohl dem Fortpflanzungsgeschäfte ob und verschwinden ebenso plötzlich, wie sie gekommen sind. Ihre Wanderungen stehen in gewissem Einklange mit dem Samenreichtum der Nadelwaldungen, ohne daß man jedoch eine bestimmte Regel feststellen könnte. Demgemäß können sie unseren Nadelwaldungen jahrelang fehlen und sie dann wieder in Menge bevölkern. Nur ihr Aufenthalt ist bestimmt, ihre Heimat unbegrenzt. So hat außer dem regelmäßig in Deutschland nistenden Fichtenkreuzschnabel auch der Kiefernkreuzschnabel wiederholt bei uns gebrütet, vor allem im Nordosten, aber auch in Schlesien, früher in Thüringen und um 1860 bei Darmstadt, angeblich sogar in Oberbayern und der Schweiz. Und selbst der hochnordische Weißbindenkreuzschnabel soll in Deutschland genistet haben.

„Es ist bekannt, daß die Kreuzschnäbel in allen Monaten des Jahres nisten, im Hochsommer ebensowohl wie im eisigen Winter, wenn Bäume und Büsche verschneit und alle übrigen Vögel des Waldes fast vollständig verstummt sind. Das Gelege besteht aus 3—4 verhältnismäßig kleinen, beim Kiefernkreuzschnabel 23×17 und beim Fichtenkreuzschnabel 22×16 mm messenden Eiern, die auf weißem, schwach ins Grünliche oder Bläuliche ziehendem Grunde mit blaß rostfarbenen Wölkchen, scharf markierten rotbraunen oder schwarzen Flecken sowie dann und wann mit einigen Kritzeln gezeichnet sind.

„Man darf wohl behaupten, daß der Nutzen, den die Kreuzschnäbel bringen, den Schaden, den sie uns bereiten können, aufwiegt. Ganz abgesehen von dem Vergnügen, das sie jedem Tierliebhaber gewähren, oder von der Zierde, die sie im Winter den Nadelbäumen verleihen, nützen sie entschieden dadurch, daß sie in samenreichen Jahren die überladenen Wipfel durch Abbeißen der Fichtenzapfen erleichtern und dadurch erhalten."

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. IX, S. 386—392.





54. Kiefernkreuzschnabel.

55. Gimpel, Dompfaff, Pyrrhula pyrrhula *Linn.*

An die auf vorigem Blatte genannten Vögel schließen sich als deren nächste Verwandte unmittelbar an der im Osten heimische, doch nicht allzu selten in Ostdeutschland erscheinende und hier wie auch in Schleswig schon als Brutvogel beobachtete Karmingimpel, Carpodacus erythrinus *Pall.*, und endlich aus der Gattung der Gimpel unser Dompfaff, Pyrrhula pyrrhula *Linn.*

Wir haben hier, wie in „Brehms Tierleben" ausführlich dargestellt wird, nach Hartert zwei Unterarten auseinanderzuhalten: 1) Der Große oder Nordische Dompfaff oder Gimpel, Pyrrhula pyrrhula *Linn.* (major), die typische Form der gleichnamigen Art; seine Länge beträgt 17—18, die Flügellänge 9—10, die Schwanzlänge 7 cm. Der Großgimpel brütet in Skandinavien, den Ostseeprovinzen bis Ostpreußen, Rußland und Westsibirien bis südlich vom Baikalsee, im Winter wandert er über ganz Deutschland bis Westeuropa, selten nach dem Osten Englands, noch seltener bis Italien, Griechenland und Kleinasien. 2) Unser Gimpel oder Dompfaff, Pyrrhula pyrrhula europaea *Vieill.* (minor), ist eine Unterart der vorigen und ihr sehr ähnlich, jedoch auf den ersten Blick durch die geringere Größe zu unterscheiden. Außerdem ist das Grau der Oberseite ein wenig dunkler, das Rot der Unterseite oft weniger lebhaft. Seine Länge beträgt 17, die Flügellänge 8—9 cm.

Der Gimpel bewohnt, mit Ausnahme des Ostens und Nordens, ganz Europa, den Süden unseres heimatlichen Erdteils jedoch nur als Wintergast.

Baum- und Grassämereien sind die Nahrung des Gimpels; auch verzehrt er die Kerne mancher Beerenarten sowie mancherlei Insekten, wie man denn auch gefangene bisweilen zur Annahme von Mehlwürmern bringen kann. Lästig werden kann er, wenn er die Knospen unserer Obstbäume abbeißt.

In gebirgigen Gegenden, wo große Strecken mit Wald bestanden sind und dieser heimliche, wenig besuchte Dickichte enthält, nistet der Gimpel regelmäßig. Ausnahmsweise siedelt er sich auch in Parken und großen Gärten an, ja sogar mitten in der Stadt. Das Nest steht auf Bäumen, gewöhnlich in geringer Höhe; von Ende April an findet man 4—5 verhältnismäßig kleine, etwa 19 mm lange, glattschalige Eier, die auf himmelblauem Grunde meist nur am stumpfen Ende Flecke und Punkte tragen. Beide Eltern teilen sich in die Erziehung ihrer Kinder, die sie selbst bei Lebensgefahr zu verteidigen suchen. Die Jungen erhalten zarte Pflanzenschößlinge und allerhand im Kropfe erweichte Sämereien. Auch nach dem Ausfliegen werden sie noch längere Zeit von den Eltern geführt, und nur dann verhältnismäßig bald sich selbst überlassen, wenn die Alten, Mitte Juni oder später, zu einer zweiten Brut schreiten.

Man hält den Gimpel besonders wegen seiner Gabe, Lieder pfeifen zu lernen, viel in Gefangenschaft. Je früher man den Unterricht beginnen kann, um so günstiger ist das Ergebnis. Im Thüringer Walde wurden früher jährlich Hunderte junger Gimpel erzogen und dann durch besondere Vogelhändler nach Berlin, Warschau, Petersburg, Amsterdam, London, Wien, ja selbst nach Amerika gebracht. Einzelne lernen ohne sonderliche Mühe zwei bis drei Stückchen, während andere immer Stümper bleiben; die einen behalten das Gelernte zeitlebens, andere vergessen es namentlich während der Mauser wieder. Auch die Weibchen lernen ihr Stücklein, obwohl selten annähernd so voll und rein wie die Männchen.

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. IX, S. 397—400.





55. Gimpel.

56. Wilder Kanarienvogel, Serinus canaria *Linn.*

Aus der Gattung der **Girlitze** (Serinus) ist der in Deutschland heimische **Girlitz**, Serinus canaria serinus *Linn.* (hortulanus), der nichts anderes als eine Unterart des **wilden Kanarienvogels** ist, meist weniger gut bekannt wie der seit drei Jahrhunderten wegen seines Gesanges in Käfigen gepflegte und gezähmte Stubenvogel. Der Girlitz, gegenüber dem wilden Kanarienvogel mehr grün, sonst aber ihm ähnlich gefärbt, ist, laut Brehm, in ganz Südeuropa gemein, muß schon ziemlich zeitig in das südwestliche Deutschland eingewandert sein und ist jetzt, nachdem er sich immer weiter verbreitet hat, fast im ganzen Lande heimisch.

Der auf unserer Tafel dargestellte **wilde Kanarienvogel**, Serinus canaria *Linn.*, lebt auf den fünf Waldinseln der Kanarischen Gruppe, Gran Canaria, Teneriffa, Gomera, Palma und Ferro, und ist wahrscheinlich früher auch auf anderen, jetzt entwaldeten Inseln vorgekommen, wie er auch auf Madeira und den Inseln des Grünen Vorgebirges heimisch ist, und zwar von der Meeresküste an aufwärts bis über 1500 m ü. M.

Nach der Eroberung der Kanarischen Inseln durch die Spanier im Jahre 1478 wurden zum ersten Male Kanarienvögel in Massen nach Spanien eingeführt, von wo sich alsbald ein lebhafter Handel mit den schnell allgemein beliebt werdenden Stubengenossen auch auf das übrige Europa ausdehnte. Durch zufällige Besiedelung der Insel Elba mit Kanarienvögeln gelangten auch die Italiener um die Mitte des 16. Jahrhunderts in den Besitz zahlreicher solcher Vögel, die sie züchteten und vornehmlich nach Tirol und Deutschland exportierten. Auch England war ein williger Abnehmer des so gern gesehenen Hausfreundes. Unter dem Einfluß der Gefangenschaft zeigt die wilde Stammart schon an und für sich die Neigung, heller und vor allem gelber zu werden. Viel mehr aber wirkten auf die eingeführten Wildlinge die Zucht und Auslese des Menschen ein. Da bald der ganze Bedarf an Kanarienvögeln durch die auf dem Festlande selbst gezüchteten Tiere gedeckt ward, so wurden echte Wildlinge immer seltener eingeführt und sind heute völlig vom Tiermarkt verschwunden.

Karl Ruß, einer der besten Kenner dieser Tiere und der Stubenvögel überhaupt, teilt die **zahmen Kanarienvögel** in drei Hauptgruppen, deren erste die deutsche Rasse, die zweite die holländischen Rassen und die dritte die englischen Rassen umfaßt. Bei der **deutschen Rasse** werden nach den Farben und dem Gesang unterschieden: die gemeinen deutschen Kanarienvögel und die edlen oder Harzer Kanarienvögel.

Die Angehörigen der **holländischen Rasse** sind nahezu um ein Drittel größer, schlanker und hochbeiniger als der deutsche Kanarienvogel und zeichnen sich besonders durch verlängerte, weiche und gleichsam zerschlissene Federn an verschiedenen Körperteilen aus.

Als englische Kanarienvögel wären der durch Cayennepfefferfütterung goldgelb gefärbte Norwich-Vogel, der Riesenkanarienvogel von Manchester, der scheckige Kanarienvogel, der eidechsenartig gestreifte (Lizard) und noch verschiedene andere zu nennen.

Der Name Harzer Kanarienvogel stammt daher, daß ehedem und teilweise auch jetzt noch vornehmlich die Bevölkerung des Harzes sich mit der Zucht von solchen Tieren als Nebenerwerb befaßt hat und befaßt. St. Andreasberg war eine der Städte, der es der Zahl der gezogenen Vögel und deren Gesangsleistung nach keine andere gleichtat. Durch die Konkurrenz der in den letzten Jahrzehnten entstandenen und im großen Stile betriebenen Züchtereien in Berlin, Dresden, Hannover usw. wurde diesen alten Zuchtstätten der Absatz sehr erschwert, so daß die Zucht echter Harzer Kanarienvögel sowohl der Quantität als auch der Qualität nach immer mehr herabsank, wobei noch der jährlich zunehmende Fremdenverkehr im Harz mitwirkte, der den Einwohnern eine bequemere und reichlichere Erwerbsquelle eröffnete. Die alten Vogelstuben werden jetzt an Sommergäste vermietet.

Vgl. „Brehms Tierleben“, 4. Aufl., Bd. IX, S. 405—410.


MUSÉE



56. Wilder Kanarienvogel.

57. Stieglitz, Carduelis carduelis *Linn.*, und Buchfink, Fringilla coelebs *Linn.*

In der Familie der **Finken** (Fringillidae) finden wir bekanntlich auch die Gattung der **Hänflinge** (Carduelis), unter welche nach neuerdings begründeter Auffassung auch die Zeisige und Distelfinken zu vereinigen sind. Wir haben also als Arten dieser leicht etwas uneinheitlich erscheinenden Gattung unter anderen zu nennen: den **Hänfling** oder **Bluthänfling**, Carduelis cannabina *Linn.*, den **Zeisig**, C. spinus *Linn.*, den **Stieglitz** oder **Distelfink**, C. carduelis *Linn.* (s. unten).

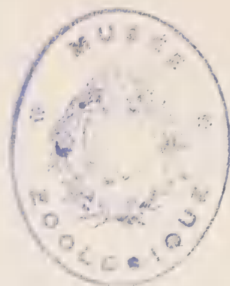
Sehr viel einheitlicher erscheint die Gattung der Edelfinken (Fringilla) mit dem allbekannten **Buchfinken**, F. coelebs *Linn.*, und dem nordischen, namentlich bei uns im Winter als Zugvogel erscheinenden Bergfinken, F. montifringilla *Linn.*

Was den **Buchfinken**, Fringilla coelebs *Linn.*, betrifft, so tritt er fast überall in Deutschland, wie überhaupt in fast ganz Europa und dem westlichen Asien zahlreich auf; selten allerdings überwintert er bei uns. Seinen lateinischen Namen „coelebs" (der Ehelose) hat er daher, weil im März auf der Rückwanderung von der südeuropäischen oder nordafrikanischen Winterherberge zuerst nur die Männchen bei uns eintreffen und die Weibchen einen halben Monat später kommen. Häufig findet man das Nest des Buchfinken, einen Kunstbau, das, fast kugelrund, großenteils aus Moos und Flechten besteht und zur Brutzeit 4—7 kleine Eier enthält.

„Berühmt", berichtet Brehm, „sind die Thüringer, besonders die Ruhlaer, die Harzer und die oberösterreichischen Finkenliebhaber wegen ihrer außerordentlichen Kenntnis der betreffenden Schläge. Während das ungeübte Ohr nur einen geringen Unterschied wahrnimmt, hören diese Leute mit untrüglicher Sicherheit 20 und mehr verschiedene Schläge, deren Namen bei Unkundigen Lächeln erregen, aber doch meist recht gut gewählt und zum Teil Klangbilder des Schlages selbst sind. Früher schätzte man vorzüglich schlagende Finken überaus hoch und bezahlte sie mit fast fabelhaften Summen; gegenwärtig ist die Liebhaberei dafür leider im Verschwinden begriffen. Der Schlag ist in den verschiedenen Gegenden Deutschlands sehr verschieden und bei den Finken aus den Gebirgen durchweg besser als bei denen aus der Ebene. Die Vögel singen gewissermaßen Dialekte."

Der **Stieglitz** oder Distelfink, Carduelis carduelis *Linn.*, findet sich gleichfalls vom mittleren Schweden an in fast ganz Europa und ist vielfach häufig. Trotz seiner Vorliebe für Distelsamen, der er den deutschen und lateinischen Namen verdankt, nimmt er auch mit gesteigertem Obstbau an Menge zu. Wo reichlich Disteln und Kletten stehen, trifft man ihn sicher an; sein Nest steht in lichten Laubwäldern oder Obstpflanzungen und enthält 4—6 etwa 17 mm lange gefleckte Eierchen. Der Stieglitz ist einer der beliebtesten Käfigvögel, der durch sein Farbenkleid, seine Lebhaftigkeit und seinen unermüdlichen, großenteils zwar nur im häufigen Wiederholen seines Namens bestehenden Gesang seinem Pfleger jederzeit Freude macht.

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. IX, S. 380—384 (Buchfink) und S. 423—425 (Stieglitz).


MUSEE ZOOLOGIQUE



57. Stieglitz und Buchfink.

58. Ausländische Zierfinken.

Schwarzköpfige Goulds-Amadine, Poëphila gouldiae *Gould;* Zebrafink, Taeniopygia castanotis *Gould;* Spitzschwanz-Grasfink, Poëphila acuticanda *Gould;* Granatastrild, Uraeginthus granatinus *Linn.;* Prachttangara, Tangara fastuosa *Less.;* Gürtelgrasfink oder Bartfink, Poëphila cincta *Gould;* Sonnenastrild, Neochmia phaëton *H. J.;* Maskengrasfink, Poëphila personata *Gould.*

Zahlreiche exotische Singvögel gelangen mehr oder weniger häufig in unsere Käfige. Erinnert sei nur an zwei sehr bekannte und biologisch besonders merkwürdige Gruppen, die Schneidervögel (Gattung Sutoria und Orthotomus) aus dem südöstlichen Asien und der malaiischen Inselwelt, die dadurch bekannt sind, daß sie ihr Nest zwischen Blättern anbringen, die mit einem Faden zusammengenäht sind, und die Webervögel (Ploceïdae), die in Afrika, Madagaskar, Indien, den malaiischen und papuanischen Inseln und in Australien gefunden werden, und von denen namentlich manche Arten kunstvolle, geschlossene, kugel- bis retortenförmige Nester bauen, die in ihrer Heimat den Bäumen einen prächtigen Schmuck verleihen können. Zu den Webervögeln gehört auch unter anderen der allbekannte Reisfink, Munia orizivora *Linn.*, ferner die Goulds-Amadinen (Gattung Poëphila), von denen einige auf unserer Tafel dargestellt sind, im Käfig friedlich mit Geschöpfen aus anderen Erdteilen vereint.

Die Schwarzköpfige Goulds-Amadine Australiens, Poëphila gouldiae *Gould,* gehört zu den schönsten und buntesten Vögeln, die es gibt. Unsere Abbildung stellt ein junges Exemplar dar. Von Queensland und Neusüdwales stammt der Gürtelgrasfink oder Bartfink, Poëphila cincta *Gould,* von Nord- und Nordwestaustralien und Nordqueensland der Maskengrasfink, P. personata *Gould,* und der Spitzschwanzgrasfink, P. acuticauda *Gould.*

Zur Familie der Webervögel gehören auch die Astrilden mit dem scharlachroten Sonnenastrild, Neochmia phaëton *H. J.*, gleichfalls aus Nord- und Nordwestaustralien; der Granatastrild, Uraeginthus granatinus *Linn.*, dessen Heimat Südafrika ist.

Öfter als alle anderen Prachtfinken Australiens hält man den Zebrafink, Taeniopygia castanotis *Gould,* im Käfig.

In eine andere Verwandtschaft gehört endlich die Prachttangara, T. fastuosa *Less.*, die wir schon auf Blatt 53, bei Besprechung der Siebenfarbtangara (T. paradisea *Sw.*), erwähnten. Sie lebt in Ostbrasilien.

Die Goulds-Amadinen gelangen, wie wir Brehm entnehmen, seit 1887 in immer steigender Zahl in unsere Käfige und Vogelstuben, wo sie das Entzücken der Liebhaber sind. „Sie halten sich, nach Ruß, meist an den höchsten und lichtesten Stellen ihres Wohnraumes auf und durchmessen ihn von da aus in pfeilschnellem Fluge. Gegen andere Vögel sind sie verträglich, lassen jedoch keinen ihrem Neste nahekommen." Sie sind in der Gefangenschaft häufig zur Brut geschritten und gaben dadurch Gelegenheit zu einer sehr merkwürdigen Beobachtung. Am Mundwinkel des Nestjungen dieser wie auch anderer Prachtfinkenarten stehen jederseits zwei hirsekorngroße, halbkugelig vorgewölbte Knoten von prächtig blauem Seidenglanz. Diese Knoten leuchten im Dunkeln! Freilich nicht durch eigene Produktion von Licht, wie das Glühwürmchen; aber sie wirken als Reflektoren, wie die Augen von Raubtieren und Abendfaltern. (Chun.) Über den Zweck der Organe besteht kein Zweifel: sie weisen im Halbdunkel des überwölbten Nestes den fütternden Alten den Weg zu den hungrigen Schnäbeln.

Vgl. „Brehms Tierleben", 4. Aufl., Bd. IX, S. 451—452 (Schwarzköpfige Goulds-Amadine, Spitzschwanz-, Gürtel- und Maskengrasfink), S. 453—454 (Sonnenastrild), S. 454—455 (Granatastrild), S. 448—449 (Zebrafink), S. 344 (Prachttangara).





58. Ausländische Zierfinken.

59. Falkensteins Nektarvogel, Cinnyris falkensteini *Fisch. et Rchw.*

Eine bemerkenswerte Familie unter den ausländischen Singvögeln bilden die durch ziemlich langen, leichtgebogenen Schnabel und an ihrer Spitze pinselförmig zerschlissene Zunge ausgezeichneten australischen Honigfresser (Meliphagidae), eine andere nicht weniger interessante die jenen offenbar naheverwandten Honigsauger (Nectariinidae) Afrikas. Die zum Saugorgan umgewandelte Zunge dieser Vögel ist lang und schmal und weit vorstreckbar. „Der freie Teil der Zunge“, sagt Gadow, „besteht aus zwei langen Röhren, die durch Einrollung der Seiten der ventralen Hälfte des hornigen Überzugs gebildet werden. Die Ränder sind oft in einer eigentümlichen und für die verschiedenen Gattungen typischen Weise eingerissen.“

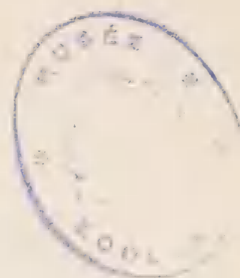
Die folgenden Angaben entnehmen wir großenteils wörtlich aus „Brehms Tierleben“. Die Honigsauger sind kleine Vögel, deren Männchen in prachtvollen Farben, zumeist in lebhaftem Metallglanz, prangen, so daß man sie mit Recht die „Kolibris der Alten Welt“ genannt hat. Wie bei jenen tragen die Weibchen ein schlichtes, und zwar grünliches oder gräuliches Gefieder. Sie verbreiten sich in fast 250 Arten und Unterarten über Afrika, das fast die Hälfte enthält, Madagaskar, Südpalästina, Afghanistan, das ganze indische Gebiet bis Australien. Wo sie vorkommen, sind sie häufig und deshalb eine außerordentliche Zierde der Wälder, Gebüsche und Gärten. Ihr Wesen und Treiben ist höchst anziehend; sie besuchen Blüte um Blüte, stecken Kopf und Schnabel hinein, die bald mit den Pollen überdeckt sind und diese so auf die weibliche Blüte übertragen.

Um festzustellen, ob die Honigsauger gleich manchen Kolibris zur Befruchtung der genannten Pflanzen unentbehrlich sind, legte Evans über einen Zweig, der 80—100 Blüten trug, ein Netz und fand, daß keine einzige der Blüten Samen bildete. Promerops cafer *Linn.* befruchtet, nach Stark, die Blüten der für das Kapland so bezeichnenden Proteazeen.

Die artenreichste Gattung der Familie ist die der Nektarvögel (Cinnyris *Cuv.*). Sie enthält nach Reichenow gegen 70 Arten, von denen allein 43 in Afrika, die übrigen in Madagaskar, Indien und Australien, 2 aber im paläarktischen Gebiete, nämlich in Afghanistan, Balutschistan, Ostpersien und Südpalästina wohnen. Ihre Merkmale liegen in dem langen, säbelförmig gebogenen Schnabel und dem kurzen, gerade abgestutzten oder gerundeten, nur ausnahmsweise gestuften Schwanz. Schnabel und Füße sind immer schwarz.

Falkensteins Nektarvogel, Cinnyris falkensteini *Fisch. et Rchw.*, stellt eine Unterart von Cinnyris venustus *Shaw* dar, deren typische Form von Senegambien bis Gabun verbreitet ist. Er selber lebt in Ostafrika vom Stefaniesee bis zum Njassa. Beim Männchen sind Kopf und Oberseite blaugrün oder erzgrün glänzend, Zügel, Kinn und obere Kehle samtschwarz, der Kropf schimmernd veilchenrot, hinten mattschwarz umsäumt. Der Unterkörper ist lebhaft gelb, orangegelb verwaschen. Schwingen und große Flügeldecken sind schwarzbraun, die Schwanzfedern blauschwarz mit stahlglänzenden Säumen. Die Länge beträgt 10—11, der Flügel mißt 5—5,5, der Schwanz 3,5—4, der Schnabel 1,7—1,9 cm.

Vgl. „Brehms Tierleben“, 4. Aufl., Bd. IX, S. 469.





59. Falkensteins Nektarvogel.

60. Kleiber, Sitta europaea caesia *Wolf.*

Die den Meisen (Paridae) außerordentlich nahestehenden Spechtmeisen oder Kleiber (Sittidae) sind eine nur in Afrika, Mittel- und Südamerika fehlende, sonst auf der ganzen Erde vorhandene Familie, von der bei uns nur eine Art vorkommt, die Spechtmeise oder der Kleiber, ein bekannter Strichvogel, der auch den ganzen Winter hindurch bei uns nicht fehlt, sondern gleich den Meisenarten und manchem anderen Vogel zahlreich an unsere Futterkästen kommt, wenn eine tiefe Schneedecke den Vögeln die Nahrungssuche in der freien Natur erschwert.

In der Färbung des Gefieders, auch in der Größe variiert der Kleiber mehr wie manche andere Vogelart, und man ist heutzutage der Meinung, daß unsere deutsche Form, Sitta europaea caesia *Wolf*, wie sie auf anliegender Tafel zur Darstellung kommt, eine Unterart einer größeren, an den Schenkelseiten tiefbraun und an der Brust statt ockergelb mehr weißlich gefärbten Art, des Nordkleibers, Sitta europaea *Linn.*, ist, der in Skandinavien zu Hause ist. Mittlere Beschaffenheit, rahmfarbene Unterseite zeichnet die ostpreußische Sitta europaea homeyeri *Hart.* aus. Die Zahl der Unterarten ist damit übrigens noch nicht erschöpft.

Unsere deutsche Kleiberform findet sich von Jütland an bis Südeuropa, im Osten bis Rumänien allerorten; sie war vor etwa 60 Jahren in Ostthüringen weit häufiger als jetzt, besonders der grimmige Winter 1870 auf 1871 hatte entsetzlich unter ihrem Bestande aufgeräumt.

Durch ihr Insektenverzehren sollen die Kleiber sehr nützlich werden können. Einen interessanten, von v. Siemuszowa-Pietruski beobachteten Fall erzählt Brehm. Im Jahre 1834 traten Borkenkäfer in den Wäldern des Samborer und Stryier Kreises in Galizien höchst schädlich auf. Da erschienen im Juli desselben Jahres Kleiber in geradezu unglaublicher Menge, so daß alle Wälder und Gärten von ihnen wimmelten.

„Der Kleiber“, sagt Brehm vortrefflich, „zeichnet sich durch seine Regsamkeit und Anspruchslosigkeit vor vielen anderen Vögeln sehr zu seinem Vorteil aus. Bald hüpft er an einem Baume hinauf, bald an ihm herab, bald um ihn herum, bald läuft er auf den Ästen vor oder hängt sich an sie an, bald spaltet er ein Stückchen Rinde ab, bald hackt er, bald fliegt er: dies geht ununterbrochen in einem fort, so daß er nur, um seine Stimme hören zu lassen, zuweilen etwas ausruht. Seine Stellung ist gedrückt: er zieht fast immer den Hals ein, die Füße an und trägt die weichen und langen Federn locker aufeinander liegend, wodurch er ein plumpes und ungeschicktes Aussehen erhält. Daß er diesem Aussehen nicht entspricht, haben wir oben gesehen. Sein Flug ist leicht, doch nicht sehr schnell.“

Das Nest des Kleibers wird in Höhlungen angelegt, deren Eingang durch eine Lehmwand bis auf ein kleines Loch verschlossen und somit räuberischen Eindringlingen, außer den kleinsten, wie dem Wiesel, verschlossen wird. Es birgt im Mai 6—9 weiße, fein dunkel punktierte Eier.

„Der Kleiber geht ohne Umstände in den Meisenkasten, wenn dieser durch Hanf oder Hafer geködert wurde, kommt mit den Meisen auf den Meisentanz, fängt sich in Sprenkeln, auf Leimruten oder auf dem Vogelherde, zufällig wohl auch in den Zimmern der Häuser, die er unvorsichtigerweise besuchte, scheint den Verlust seiner Freiheit leicht zu verschmerzen, nimmt ohne weiteres Futter an, macht wenig Ansprüche und behält auch im Käfig die Anmut seines Wesens bei. Mit anderen Vögeln verträgt er sich vortrefflich. Um die, welche ihm nicht zusagen, bekümmert er sich nicht, und mit denen, deren Gesellschaft er auch in der Freiheit aufsucht, hält er gute Freundschaft. So vereinigt er verschiedene treffliche Eigenschaften eines Stubenvogels und erwirbt sich bald die Gunst des Liebhabers. Nur seine ewige Unruhe und unersättliche Arbeitslust kann ihn unangenehm werden lassen.“

Vgl. „Brehms Tierleben“, 4. Aufl., Bd. IX, S. 501—506.





60. Kleiber.

